Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, i der Expedition abgegeben werden.

Nr. 17. Mittwoch, den 21. Januar 1914. 21. Jahrg.

Gegen das Koalitionsrecht

wird von den Scharfmachern und ihren Helfershelfern, der Regierung, Sturm gelaufen. Da gilt es nicht nur für die Arbeiterschaft und die Angestellten, sondern für jeden Feind von Ausnahmegesetzen, Protest gegen diese Angriffe auf das wichtigste Recht der Arbeiter zu erheben. Zu diesem Zwecke findet am morgigen Donnerstag abend 8½ Uhr, im Gewerkschaftshaus, Johannisstraße 50/52, eine

Volksversammlung

statt, in der Reichstagsabgeordneter Max König aus Dortmund sprechen wird. Durch einen Massenbesuch muß der Wille der Lübecker Arbeiterschaft in der Frage des Koalitionsrechts in imposanter Weise dokumentiert werden.

Auf, in die Versammlung! Auf, in die Versammlung!

Hierzu 1 Beilage und das „Wöchentliche Unterhaltungsblatt“

Polizeisumpf.

Der Polizeiprozeß von Köln ist durch die Militärprozesse von Straßburg weit über Gebühr in den Hintergrund gedrängt worden. Deshalb wird man sich jetzt, nachdem am Sonnabend das Urteil gefällt wurde, mit ihm und mit den Dingen, die er ans Licht gebracht hat, um so eingehender beschäftigen müssen. Man mag den Fall drehen und wenden wie man will: dort ist ein System der allerschlimmsten Korruption enthüllt worden. Der Sitz dieser Korruption ist jenes Organ, das wie das Militär zu den berufensten und gepriesensten Stützen des preußischen Staates gehört: die Polizei.

Auch das Gericht, das den angeklagten Redakteur wegen öffentlicher Beleidigung in der Presse zu 500 Mk. Geldstrafe und Tragung der Kosten verurteilt hat, stellt fest, daß sich im Laufe der Verhandlungen eine Verletzung der Dienstpflicht durch Polizei-Inspektoren, Polizeikommissare und andere Beamte ergeben habe. Es hält in den Fällen von fünf Polizei-Inspektoren die passive Bestechung für erwiesen. Aber dieses Urteil gibt auch nicht im entferntesten den Eindruck wieder, den der gewinnen mußte, der den Prozeß in seinen Einzelheiten verfolgte.

Da marschierten eine ganze Anzahl von uniformierten und nichtuniformierten Polizeibeamten auf, die entweder direkt zugaben, daß sie Geschenke empfangen hatten, oder die von ihrem Zeugnisverweigerungsrecht Gebrauch machten, um eine Selbstbezichtigung zu vermeiden. Körbe, in denen sich unter Eß- und Trinkwaren aller Art Briefumschläge mit einem Inhalt in bar verbargen, fanden regelmäßig ihren Weg in die Wohnung der Inspektoren. Darlehen wurden den Beamten und ihren Frauen bereitwilligst gewährt, ohne daß die Gläubiger irgendwelche Bedingungen für die Rückzahlung gestellt hätten. Herzensfreundschaft war nach den Versicherungen der Beamten das Motiv für diese Zuwendungen. Man könnte geneigt sein, sich über dieses geradezu idyllische Verhältnis zwischen Polizeibeamten und Kölner Bürgern zu freuen, wenn die Herzensfreunde der Inspektoren nicht immer gerade Leute gewesen wären, die an einer wohlwollenden und nachsichtigen Behandlung durch die Organe der öffentlichen Ordnung einigermaßen interessiert waren.

Weiter gab es da einen Mann, der die schönsten Gelage für die Beamten veranstaltete, und dieser Wackere hätte sicher Anspruch, als ein Wohltäter der Polizei gepriesen zu werden, stände es nicht fest, daß gerade er auf die Vergebung von Wirtschaftskonzessionen einen außerordentlichen starken Einfluß besessen hat.

Dann aber wurden besondere Zuwendungen für besondere Dienste gemacht. Sie flossen zum Teil in die allgemeine Polizeikasse, zum Teil aber auch in das ganz spezielle Privatportemonnaie einzelner Polizisten. Der Prozeß brachte Fälle ans Licht, wie den des Konsuls, der es durch einen entsprechenden „braunen“ Händedruck zu verhindern wußte, daß eine in seinen Händen befindliche Minderjährige gefunden wurde, und den des Hutfabrikanten, der auf ähnliche Weise der Verfolgung wegen seiner homosexuellen Neigungen entging. Auf der andern Seite die Geschichte von dem Rennverein, der der Polizei Geld gibt, damit sie die Buchmacher überwacht, und von den Buchmachern, die ebenfalls Geld geben, damit sie die Augen zudrückt.

Ein angenehmer Sumpf. Mehr als das, ein Panama, ein vollständiger moralischer Zusammenbruch!

Dieser Eindruck wird dadurch nicht gemildert, daß der Polizeipräsident von nichts, aber auch von gar nichts gewußt hat. Wir glauben ihm seine Unschuld und Unwissenheit aufs Wort. Mit allem Nachdruck hat ja auch der Angeklagte, Genosse Sollmann, versichert, daß er ihn nicht für mitwissend und mitschuldig halte. Einer der Hauptschuldigen, der Inspektor Kautz, war zwar seine rechte Hand. Aber daß dieser Mann, dessen Brust mit Orden bedeckt ist, auf verkehrten Wegen wandelte, war dem Präsidenten von Weegmann völlig unbekannt.

Der Polizeipräsident machte sich aber auch keine Gedanken darüber, wie die Kriminalpolizisten mit 30 Pfg. täglich die Vigilanten besolden sollen, deren sie bei dem heutigen System angeblich bedürfen. Ihm war es viel wichtiger, zu wissen, daß für die politische Polizei genügend Geld zur Verfügung stand, und daß man Herrn v. Dallwitz in Berlin jederzeit mit Aussicht auf Erfolg um eine Auffüllung dieses Fonds ersuchen konnte.

Die politische Polizei ist da, um den Staat zu retten, und wir nehmen an, daß der Kölner Polizeipräsident nach einem erhabenen Vorbilde die Staatsrettung als seine Hauptaufgabe angesehen hat. Das ließ ihm dann wenig Zeit, sich um anderes zu kümmern. Ja, wenn die „heiligen drei Könige“, statt in der „Konzessionsfabrik“ zu schlemmen, einen Polizeibeamtenverein gegründet hätten! Oder wenn ein Polizist sozialdemokratisch gewählt hätte. Zum Teufel, das würde der Aufmerksamkeit des Präsidenten schwerlich entgangen sein! Er wäre dazwischen gefahren wie ein Donnerwetter und hätte den „Eidbrechern und Heuchlern“, wie sie sein hoher Vorgesetzter in Berlin nennt, den Standpunkt klargemacht. Aber Kleinigkeiten, wie das Abschmieren von Inspektoren und Kommissaren, dringen nicht in seine Amtsstube.

Schon sind die Freunde der Polizei und alle diejenigen, die stets bereit sind, die Sümpfe in Preußen mit dem Mantel des Patriotismus zuzudecken, mit der Behauptung bei der Hand, es handle sich hier nur um die berühmten Einzelfälle. Aber der Einzelfälle sind zuviel, als daß man mit gutem Gewissen das Vorhandensein eines Systems in Abrede stellen könnte. In Köln ist es einmal gelungen, den Sumpf bloßzustellen. Wer weiß, was sich an andern Stellen ergeben würde, wenn sich die Gelegenheit böte, und der Mann sich fände, der sie benutzte! Das Vertrauen zum gesamten preußischen Polizeisystem ist durch den Kölner Prozeß aufs allerschwerste erschüttert worden. Ein Staatswesen, das sich eines solchen Systems bedient, kann in der öffentlichen Meinung nicht gewinnen.

Preußische Offiziere dürfen im Elsaß alle Jurisprudenz für beendigt erklären und preußische Polizisten setzen sich in Köln über alle Grundsätze der Moral und der immer als echtpreußisch hingestellten Tugend der Unbestechlichkeit hinweg. An einem Sonnabend spricht das Kriegsgericht einen Leutnant frei, der einem lahmen Schuster einen Säbelhieb versetzt hat. An dem nächsten Sonnabend wird ein sozialdemokratischer Redakteur, der sich das Verdienst der Aufdeckung eines Polizeisumpfs erworben hat, zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Ihn schützt die Notwehr, die in der Wahrnehmung berechtigter Interessen liegt, nicht.

Einen Tag nach der Fällung des zweiten Urteils konstituiert sich der Preußenbund, der dem preußischen Wesen im Deutschen Reich und in der Welt wieder mehr Geltung und mehr Bewunderung erobern will. Er hält die Luft für rein und miasmenfrei, während andere Leute [illegible] Nase zuhalten.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Das Programm des Herrn Delbrück.

Der Staatssekretär des Innern hat am dritten Tag der Debatte über seinen Etat in die Erörterung eingegriffen. Er hat dabei ausführlich über alle wesentlichen Fragen der Sozialpolitik und Wirtschaftspolitik gesprochen, die in der Diskussion bis dahin zur Sprache gekommen waren, und hat so eine Art von Programm aufgestellt. Es ist ein gewaltiges Gebiet der staatlichen Betätigung, das der Leitung des Herrn Dr. Delbrück untersteht, und niemand wird ihm die Anerkennung versagen wollen, daß er sein Ressort beherrscht, und in geschlossener Anschauung das System überreicht, das all die Fragen sozial- und wirtschaftspolitischer Natur in enger Beziehung umfaßt. Es war insofern interessant, zu Beginn seiner Rede von ihm zu hören, daß er vor der Beratung des Etats an die 200 Einzelprobleme hat bearbeiten lassen.

Aber trotzdem ist die Bezeichnung wohlberechtigt, daß es nur eine Art von Programm ist, das der Staatssekretär aufgestellt hat. Es ist von der Absicht geleitet, lediglich die jetzt geübte Sozial- und Wirtschaftspolitik zu erhalten, und all seine Ausführungen mündeten aus in dieser Schlußfolgerung. Dieses immerhin bequeme Verbleiben und Verweilen ist aber keinesfalls ein Programm der Zukunft, zumal auf dem Gebiete gerade, auf dem ständig neue Forderungen und neue Notwendigkeiten entspringen. Die Vermutung ist auch nur allzu leicht begründet daß die Argumente, die der Redner der Regierung zur Rechtfertigung seiner These vortrug, eben deshalb nachträglich zusammengesucht und aneinandergereiht sind, um jenen Stillstand in der Sozialpolitik und das Beharren bei der agrarischen Wirtschaftspolitik zu begründen.

Herr Dr. Delbrück fand eine recht geschickte Formel, sein negatives Programm gleich anzukündigen: die gesetzgeberische Arbeit sei — so meinte er etwa — einigermaßen abgeschlossen, jetzt handle es sich um die Ausführung, um die Detailarbeit der einzelnen Beamten und Behörden. Die einzigen Probleme, die ihm jetzt noch interessant scheinen, liegen nur auf dem Gebiet des Koalitionsrechts in all seinen Richtungen, und er zitierte vorzugsweise das Syndikatswesen, die Verstaatlichung bestimmter Industriezweige usw. Wenn der Staatssekretär für seine Politik die Behauptung ablehnt von einem „Abbau der Sozialpolitik“, so ist das bestenfalls ein Streit um Worte. Die Zurufe von sozialdemokratischer Seite haben ja wohl das Gute gehabt, daß sie ihn alsbald über unsere durchaus verschiedene Auffassung informierten.

Auch in der Wirtschaftspolitik soll, wie gesagt, alles beim alten bleiben. Der bisherige Zollschutz genüge, müsse aber auch aufrecht erhalten werden. Und im Zusammenhang damit erklärte der Staatssekretär die Absicht der Regierung, die geltenden Handelsverträge nicht zu kündigen, auf Maßnahmen des Auslandes aber, die ungünstig wären, mit eigenen Gegenmaßnahmen zu antworten. Diese Erklärung verlas der Staatssekretär, so daß man wohl an eine authentische Deklaration der Auffassung glauben kann, wie sie von der deutschen Reichsregierung vertreten wird.

Es ist nicht zu ersehen, warum Herr Dr. Delbrück erst im Lauf der Debatte diese Rede gehalten hat; denn auf die vorhergegangene Erörterung ließ er sich so gut wie garnicht ein. Man kann wohl auch sagen, daß gegenüber den reichhaltigen Beschwerden, die geäußert worden waren, und gegenüber den vielen Forderungen sein Programm nicht wohl verständlich ist. Zu Beginn der Sitzung hatte noch Genosse Kraetzig eine ganze Reihe großer Fragen angeführt und erörtert, deren Regelung die

Aufgabe einer willensstarken Sozialpolitik sein müßte. Er erörterte namentlich die Stellung der Landarbeiter in Deutschland, ihre unerhörten Rechtsverhältnisse, die eine rechtliche Gleichstellung mit den Industriearbeitern gebieterisch verlangen und auch die skandalösen Arbeits- und Lebensverhältnisse. Unser Redner hatte auch gezeigt, wie gerade die sozialpolitische Entwicklung der letzten Jahre auf energische Reformen und Verbesserungen hindrängen. Allerdings weist auch das, was Genosse Kraetzig über die Verhältnisse im Textilgewerbe gesagt hatte, wichtige Aufgaben und Pflichten der Ausführung der Gesetze zu, auf die sich der Staatssekretär ja jetzt beschränken möchte. — Der Zentrumsbäckermeister Chrysant erörterte Mittelstandsfragen, der neugewählte Bauernbündler Dr. Böhme, der Nachfolger des kassierten Herrn v. Kröcher, plädierte im Namen der Kleinbauern für Viehzölle. — Heute nimmt die Debatte ihren Fortgang.

Der Landwirtschaftsetat im preußischen Abgeordnetenhause.

Im preußischen Abgeordnetenhause wurde am Dienstag die Generaldebatte zum Etat der landwirtschaftlichen Verwaltung fortgesetzt. Die Diskussion drehte sich weniger um Etatsfragen, als um die Frage der Gestaltung der zukünftigen Handelsverträge. Es waren also im Grunde genommen Reden, die in den Reichstag gehören. Die Redner der Konservativen sind mit den Nationalliberalen ein Herz und eine Seele darin, daß es dringend notwendig ist, die heutigen Vieh- und Getreidezölle nicht herabzusetzen. Zwischen den Reden der Herren Hoesch (K.) und Schifferer (NL.) war ein Unterschied kaum zu bemerken. So ist es auch verständlich, daß Herr Schifferer am Schlusse seiner Ausführungen den Versuch machte, sich bei den Konservativen wieder einzuschmeicheln, die über das zwischen Fortschrittlern und Nationalliberalen geschlossene Wahlbündnis nicht sehr erbaut sind. Herr Schifferer gab die feierliche Erklärung ab, daß sich seine Freunde keineswegs mit den Freisinnigen identifizieren. Hiermit dürfte Herr v. Heydebrandt zufriedengestellt sein. — Nachdem dann noch der Abg. Dr. Pachnicke eine Ermäßigung der Futtermittelzölle angeregt und eine Zollherabsetzung, aber keine Aufhebung der Zölle vorgeschlagen hatte, machte die Mehrheit der Debatte ein Ende. Auf diese Weise wurde unserm Genossen Hofer, der als nächster auf der Rednerliste stand, das Wort abgeschnitten.

Zu Beginn der Sitzung überwies das Haus den Gesetzentwurf betreffend Erweiterung des Stadtkreises Danzig an eine Kommission und nahm in dritter Lesung den Gesetzentwurf über die Zuständigkeit der Gerichtsschreiber der Amtsgerichte für die öffentliche Beglaubigung einer Unterschrift an.

Die Sammelpolitik auf dem Marsch.

Die konservative Presse hat sich die Mahnung des Reichskanzlers, mit dem Zank jetzt aufzuhören, bereits in solchem Maße zur Richtschnur genommen, daß man fast an ein abgekartetes Spiel zwischen dem Kanzler und Herrn v. Heydebrand glauben könnte. Dieselben konservativen Organe, die noch kürzlich Gift und Galle gegen den Kanzler spien, sind jetzt plötzlich anderen Sinnes geworden. So sagt die „Schlesische Zeitung“:

„. . . Denn nachgerade ist das deutsche Volk des Parteigezänkes und des ewigen Haders müde, bei dem nichts anderes herauskommt als eine weitere Verschärfung der inneren Zerklüftung und eine mit Hohnlachen eingestrichene goldene Ernte für die Sozialdemokratie. Tatsächlich waren die vielen bedeutungsvollen Reden, die in der letzten Zeit im preußischen Landtage und im deutschen Reichstage gehalten worden sind, durchaus darauf gerichtet, Zankstimmung zu vermeiden und eine Politik zu betreiben, in der sich alle staatserhaltenden Elemente zusammenfinden können.“

Das hochkonservative schlesische Organ, das in engen Beziehungen zu Herrn v. Heydebrand steht, deutet auch bereits an, welche Wege zunächst einzuschlagen sind. „Preußische Eigenart“ soll maßgebend sein, Preußen soll die süddeutschen Staaten vor dem Schicksal „bewahren“, völlig der Demokratie zu verfallen. Zu diesem Zwecke muß aber noch ein anderes Hindernis beseitigt werden — der Reichstag. Die „Schlesische Zeitung“ führt dazu aus:

„Daß der deutsche Reichstag in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung kein sehr williger Boden für die Pflege eines gesunden einzelstaatlichen Sinnes ist, liegt auf der Hand, und der Reichskanzler wird sich am allerwenigsten darüber im Unklaren sein, daß er in dieser Beziehung schweren Kämpfen entgegengeht.“

Der Gedanke einer Reichstagsauflösung im Frühjahr wird in parlamentarischen Kreisen bereits ganz ernsthaft diskutiert. Den Konservativen liegt in der Hauptsache daran, zu verhüten, daß dieser Reichstag den Zolltarif zu erneuern hat. Bei den absolut unsicheren Mehrheitsverhältnissen, wie sie heute im Reichstag vorhanden sind, fürchten die Konservativen, daß die agrarischen Wünsche nach einem lückenlosen und höheren Zolltarif nicht in die Tat umgesetzt werden könnten. Ihr Ziel ist klar: Neuwahlen mit einer nationalen Wahlparole — dann kommt ein Zollwucher, daß dem Volke die Augen übergehen werden.

Hans von Wrochem.

Unter den inaktiven Generälen, die sich auf politischem Gebiet versuchen, ist neben den Keim und Liebert besonders der Generalmajor z. D. v. Wrochem hervorgetreten. Seine ersten rednerischen Sporen verdiente er sich in konservativen Vereinen, wo er wütende Reden gegen die Sozialdemokratie hielt. Das Material dazu stammte aus den Schriften des — Reichsverbandes seines „Kameraden“ v. Liebert. Mit diesen Reden konnte der unternehmende General freilich nichts nützen, denn in den konservativen Vereinen gibt es keine Sozialdemokraten, die durch den Redeschwall des Generals hätten belehrt werden können. Aber sein Ehrgeiz ging weiter, die parlamentarischen Lorbeeren — so zweifelhafter Art sie auch waren — die sein Freund Liebert im Reichstag sich erworben hatte, mögen ihn zu dem Versuch veranlaßt haben, auch Mitglied „dieser gemischten Gesellschaft, die sich Reichstag nennt“, zu werden. Ein hannoverscher Wahlkreis stellte ihn als Reichstagskandidat auf und zum Entsetzen seiner Anhänger suchte er den Zusammenhang, der zwischen ihm und der Provinz bestehe, durch die Mitteilung zu erweisen, daß er stets mit Vorliebe hannoversche Pferde geritten habe. Nach dieser Rede stand bereits fest, was dann auch eintrat: der General fiel geradezu jämmerlich durch. Vielleicht hat das mit dazu beigetragen, daß er am Sonntag bei den „echt preußischen Leuten“ den Reichstag in so unerhörter Weise beschimpfte.

Die Landtagsersatzwahl in Schwarzburg-Rudolstadt.

Wir berichteten, daß die Landtagsersatzwahl in Schwarzburg-Rudolstadt zuungunsten der Sozialdemokratie ausgefallen ist und daß dadurch die sozialdemokratische Landtagsmehrheit beseitigt wurde. Das Wahlresultat kann aber trotzdem unmöglich als ein besonders hoch einzuschätzender Sieg der Bürgerlichen bewertet werden. Der Bezirk ist vielmehr rein ländlich und es wurden in den dazu gehörigen acht Ortschaften bei der letzten Reichstagswahl 612 bürgerliche gegen 579 sozialdemokratische Stimmen abgegeben. Der Kreis fiel uns bei der letzten Landtagswahl lediglich infolge der Lässigkeit der Bürgerlichen zu. Der Rückgang unserer Stimmen um 70 erklärt sich aus dem Wegzuge von Arbeitern, da die im Bezirke liegenden Gruben fast alle stillgelegt wurden, so daß die noch im Bezirke wohnenden industriellen Arbeiter stundenweit laufen mußten, um Verdienst zu finden. Gelänge es, ihre Hütten einigermaßen preiswert wieder loszuschlagen, dann würden viele Arbeiter noch den Bezirk verlassen. Der Ausgang der Wahl hat deshalb wenig Bedeutung, weil bereits im diesjährigen Oktober die gesamten Neuwahlen für den Landtag stattfinden und dieser nur noch einmal im nächsten Monat für wenige Tage einberufen wird.

Die Kriegshetzer an der Arbeit.

Die Hoffnungen, welche die Kapitalisten auf Deutschlands Militärmission in der Türkei gesetzt hatten, sind zunichte gemacht worden; denn die Mission wurde völlig kaltgestellt. Die Konservativen und Patrioten wüten deshalb gegen Rußland und Frankreich, deren Regierungen dagegen opponierten, daß die deutschen Offiziere an die Spitze der türkischen Armee gestellt wurden. Die „Post“ klagt deshalb: Deutschland habe die Bagdadbahn gebaut und nun werde nicht nur die deutsche Militärmission kaltgestellt, sondern sogar alle Petroleumminen in Mesopothamien und Syrien seien englischen Unternehmern vorbehalten worden. Weiter heißt es in der „Post“: „Wir sind mit Mißtrauen gewappnet und müßten schlechte Politiker sein, wären wir es nicht. Alles, aber auch alles berechtigt zu diesem Mißtrauen. Deutsche Offiziere werden erbeten und sind vierzehn Tage später ohne Einfluß. Wichtige Konzessionen in Mesopothamien erhält der Engländer und zwar der Engländer ausschließlich. Der deutsche Kaufmann wird von Rußland künstlich ferngehalten. In die armenische Reformfrage haben wir überhaupt nichts mehr dreinzureden. Mit einem Wort: Kaltstellung auf der ganzen Linie . . . Wir haben es nachgerade dahingebracht, daß wir überall und in allem nachgeben. Man weiß es draußen. Und man ist nicht blöde, die Nutzanwendung aus diesem Wissen zu ziehen. Der Deutsche greift nicht zum Schwert, der nicht! Der gibt nach. Also bedrängen wir ihn! Suchen wir uns Vorteile zu sichern soviel als möglich. Deutschland muckst nicht . . . . Das muß geändert werden, und es wird hohe Zeit, denn sonst könnte es eines Tages zu spät sein . . . .“

Fangen wir also wegen den Petroleumquellen Mesopothamiens einen frisch-fröhlichen Krieg mit Rußland, Frankreich und England an! Die Konservativen wünschen es.

Zentrumsdemagogie und Arbeitslosenfürsorge.

Das Zentrum hat bekanntlich immer zwei Eisen im Feuer: Es spielt sich als berufenste Hüterin der Unternehmerinteressen auf und macht gleichzeitig der Arbeiterschaft vor, auch deren Interessen zu vertreten. Zwar weiß fast jedermann, daß man nicht zwei Herren dienen kann, die Zentrumspartei tut aber doch so, und sie findet immerhin — leider — noch eine genügende Anzahl Dumme, die ihr das glauben. Ein klassisches Beispiel für die zwiespältige Haltung dieser Partei bildet ihr Verhalten bei der Frage der Arbeitslosenversicherung. Im Reichstag trat der Abgeordnete Giesberts offen für die Versicherung ein, desgleichen im bayerischen Landtag der Abgeordnete Oswald. Nun sollte man meinen, daß auch die Zentrumsvertreter den Gemeinden den Anträgen und Ausführungen ihrer Vertreter in den politischen Parlamenten nicht widersprechen und ebenfalls für die Arbeitslosenversicherung eintreten werden. Aber weit gefehlt! In den Gemeindevertretungen sitzen als Vertreter des Zentrums zum größten Teil Hausbesitzer und Handwerker, die der Arbeitslosenversicherung durchaus nicht günstig gegenüberstehen. Das zeigte sich kürzlich auch im Rathause zu Würzburg, wo ein Antrag der sozialdemokratischen Fraktion auf Einsetzung von 10 000 Mark in den Etat für 1914 zur Einführung einer Arbeitslosenunterstützung abgelehnt wurde. Nebst den Liberalen legten sich auch die Zentrumsvertreter energisch gegen die Genehmigung der 10 000 Mark ins Zeug. Einige Wochen vorher bewilligte aber die Partei ohne Widerspruch 30 000 Mark für einen Festzug und ein Festspiel beim bevorstehenden Königsbesuch. Für die Arbeitslosen hat diese „Arbeiter- oder Volkspartei“ keinen Pfennig übrig.

Eine ähnliche „Arbeiterfreundlichkeit“ legte das Zentrum in Aschaffenburg an den Tag. Dort stellte ein sozialdemokratischer Vertreter den Antrag, die Karenzzeit für die zu Notstandsarbeiten zuzulassenden Arbeitslosen von 14 auf 8 Tage herabzusetzen, ferner den Lohn der Notstandsarbeiter von 2,40 Mark auf 3 Mark pro Tag zu erhöhen. Ein einziger Zentrumsvertreter trat für diesen Antrag ein, die übrigen lehnten ihn ab. So sieht die Arbeiterfreundlichkeit des Zentrums aus.

Zabern in der Ersten Kammer des reichsländischen Parlaments.

Am Montag nachmittag begann in der Ersten Kammer in Elsaß-Lothringen die Interpellation über Zabern. Zur Debatte stand folgende Resolution:

„Die Erste Kammer beklagt auf das Tiefste die Vorkommnisse in Zabern, welche geeignet sind, ein völlig falsches Bild der Stimmung in der elsaß-lothringischen Bevölkerung und ganz besonders über das Verhältnis zum Militär und der Landesbevölkerung hervorzurufen. Ohne irgendwie die in Zabern von Zivilpersonen begangenen Ausschreitungen und das zur Aufregung der Bevölkerung führende Verhalten einzelner Preßorgane zu entschuldigen, ist sie der Ansicht, daß die bedauerlichen Vorgänge vermieden worden wären, wenn das unwürdige, die Bevölkerung verletzende und herausfordernde Benehmen eines jungen Offiziers seitens seines Vorgesetzten sofort die entsprechende Remedur erhalten und letztere bekanntgegeben worden wäre. Sie ist ferner der Ansicht, daß der militärische Befehlshaber, auch wenn er sich zum selbständigen Eingreifen befugt erachtete, jedenfalls bei der in maßloser, das rechtliche Empfinden verletzenden Weise erfolgten Ausführung sich schwerer Ausschreitungen seiner Befugnisse hat zuschulden kommen lassen. Sie ist alsdann der Ansicht, daß gegen die Wiederholung solcher Vorgänge eine sichere Garantie gegeben werden muß, insbesondere auch dafür, daß die in Elsaß-Lothringen zu Recht bestehende Gesetzgebung von den in Elsaß-Lothringen garnisonierenden Militärbehörden genau beachtet wird. Die Kammer ersucht die Regierung, an maßgebender Stelle eine Entscheidung in diesem Sinne herbeizuführen.“

Die Resolution wurde zunächst von dem Vorsitzenden der Deutschen Friedens-Gesellschaft, Konsistorialrat Dr. Curtius begründet. Nach ihm sprach der Professor Dr. Labandt, der die Kabinettsordre von 1820 als rechtsgültig für Elsaß-Lothringen ansieht, da sie für preußische Regimenter herausgegeben wurde, ganz gleich, in welchen Landesteilen sie sich befinden. — Dr. Schwander, der Bürgermeister von Straßburg geht scharf mit den Vorkommnissen und den Ausschreitungen des Militärs ins Gericht und erklärt, wenn der Rechtszustand, den der Professor Labandt hier aussprach, Gültigkeit bekomme, alsdann wird es in Elsaß-Lothringen nicht mehr auszuhalten sein. Auch die weiteren Redner, der Straßburger Abg. Ungemach, sowie der konservative Abgeordnete Graf von Andlaw, der ganz besonders gegen die konservative Presse Preußens vorging, da sie Unwahrheiten in die Welt setze, ferner der Kolmarer Bürgermeister Blumenthal, stellen sich entschieden auf den Standpunkt, daß die Resolution angenommen werden solle, um endlich den Behörden zu zeigen, wie der Ton in Elsaß-Lothringen geht. Verteidigt wird die Haltung der Militärbehörde sowie die freisprechenden Urteile des Kriegsgerichts nur vom General von Arnim und vom General v. Moßner.

Die Verhandlung geht weiter, jedoch ist an der Annahme der Resolution nicht zu zweifeln.

Oberst v. Reuter vor dem Zivilgericht.

Mit großer Spannung sieht man in Elsaß-Lothringen den in Zabern gegen den Oberst v. Reuter, der seit dem letzten preußischen Ordensfest glücklicher Besitzer des Roten Adlerordens dritter Güte ist, wegen widerrechtlicher Freiheitsberaubung usw. anhängig gemachten Zivilprozessen entgegen. Diese sollen in nächster Zeit vor dem Landgericht in Zabern verhandelt werden. Die „Straßburger Neue Zeitung“ weist darauf hin, daß umfangreiche Erhebungen angeordnet sind, da die militärischen Urteile für die bürgerlichen Gerichte unverbindlich sind. Die Zaberner Richter, die vor dem Straßburger Militärgericht als Zeugen aufgetreten sind, werden aber von dem Angeklagten voraussichtlich als befangen abgelehnt werden.

Die bayerischen Patrioten vor den Kopf gestoßen.

Auf der Tagung des Preußenbundes hat auch der General von Kracht eine Gastrolle gegeben. Er gab eine Episode zum besten, nach welcher in der Schlacht bei Orleans im Jahre 1870 die Bayern „sich vor dem französischen Feuer zurückgezogen, die Preußen aber flott angegriffen hätten“. Das geht den bayerischen Bierphilistern stark wider den Strich, und offiziös nimmt die „Bayerische Staatszeitung“ sofort Stellung zu dieser Aeußerung. Sie erhebt Einspruch gegen die Art und Weise, in der das Verhalten verschiedener Truppenteile der verbündeten Armeen gegeneinander ausgespielt werde, um so mehr, als gerade in den Kämpfen in und um Orleans die bayerische Armee unter den schwersten Verlusten sich heldenmäßig geschlagen und mit unvergleichlichem Ruhm bedeckt habe.

Das blindwütige Draufgängertum der Preußenbündler macht Vergnügen; denn es wirkt nichts besser gegen die Junkersippe als ihre eigenen Taten und Worte.

Amerika.

Revolution auf Haiti. Die Regierungstruppen sind nahe der Hauptstadt von den Rebellen entscheidend geschlagen worden und in Unordnung geflohen. Der Kriegsminister hat auf einem Dampfer Zuflucht gesucht.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, 21. Januar.

Ausgezeichnet. Das Amtsblatt berichtet freudestrahlend, daß sein früherer politischer Redakteur, der heutige zweite Geschäftsführer des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie, Dr. Ludwig, beim letzten Ordensfest den roten Vogel vierter Güte erhalten habe. Neidlos gestehen wir zu, daß er eine solche Auszeichnung eigentlich bereits für seine kuriose Begründung des Lübecker Wahlrechtsraubes verdient hätte. Er lebte aber damals hier und da ging das wohl nicht. Darunter muß sicherlich auch der jetzige Amtsblattleiter leiden, dessen doppelseitige Haltung anläßlich der Zaberner Affäre auch eine bewundernswerte Leistung darstellt.

Die Mandatsniederlegung Rebenstorfs gibt der bürgerlichen Presse Anlaß zu allerhand Kombinationen, die in keiner Weise mit den Tatsachen übereinstimmen. So läßt sich gestern der „Lübecker General-Anzeiger“ aus dem Fürstentum Lübeck einen Artikel schreiben, in dem der Anschein erweckt wird, als ob Rebenstorf ein Opfer seines „mannhaften Verhaltens“ gegenüber „unzulässigen Zumutungen“ der Partei geworden sei. In dem Artikel wird behauptet, daß der sozialdemokratische Verein in Eutin von R. die Mitteilung der Vorlagen des Eutiner Stadtrats verlangt habe und daß auch in anderen Gemeinden des Fürsten-

tums die Partei durch Versammlungsbeschlüsse die Abstimmung der sozialdemokratischen Gemeinderatsmitglieder beeinflusse. Im Anschluß hieran wird den sozialdemokratischen Wählern die Mär aufgebunden, daß sie bei Wahlen nicht dem sozialdemokratischen Kandidaten, sondern dem sozialdemokratischen Verein die Vollmacht geben, die Interessen der Gemeinde wahrzunehmen. Der Artikelschreiber hat sich entweder einen großen Bären aufbinden lassen oder er hat — wenn ihm die tatsächlichen Verhältnisse bekannt sind — die niederträchtige Absicht, die sozialdemokratische Partei im Fürstentum Lübeck zu verunglimpfen. Es ist nämlich nicht wahr, daß ein sozialdemokratischer Verein von einem Gemeinderatsmitglied die Mitteilung der Magistratsvorlagen verlangt hat. In manchen Fällen, wo es sich um schwerwiegende Fragen handelt, haben die sozialdemokratischen Gemeinderatsmitglieder eine Besprechung der betr. Angelegenheit in den Kreisen ihrer Mandatsgeber gewünscht. Sie wollten das Für und Wider hören, um sich daraus ihre Meinung zu bilden. Abstimmungen, die als bindend für die Gemeindevertreter anzusehen waren, sind überhaupt nicht erfolgt. Dieselbe Taktik wird ja z. B. auch im Verein der Fortschrittlichen Volkspartei in Lübeck befolgt. Auch dort nimmt man in Vereinsversammlungen Stellung zu wichtigen Senatsvorlagen. Niemand erblickt darin eine Beeinflussung der Bürgerschaftsmitglieder, kein vernünftiger Mensch kommt auf den Gedanken, daß sich dieser Versammlungszirkel mit seinem Vorgehen als eine Art Vorparlament über die Selbstverwaltungskörperschaft stelle. Es wird auch niemand hieraus einen Verstoß gegen die Interessen der Selbstverwaltung herauskonstruieren können. Wie in allen Parlamenten, wo Fraktionen bestehen — und das ist wohl außer dem lübschen fast allenthalben der Fall — halten auch die sozialdemokratischen Gemeinderatsmitglieder vor jeder Gemeinderatsversammlung Fraktionssitzung ab, um sich über die Tagesordnungspunkte zu beraten. Das muß auch dem Artikelschreiber, der sicherlich von parlamentarischen Verhältnissen etwas Ahnung hat, bekannt sein. Nebenbei gesagt, haben etwaige Meinungsverschiedenheiten in dieser Sache mit dem gegenwärtigen Fall Nebenstorf absulut nichts zu tun. Am Schluß des Artikels wirft dann der Schreiber die Frage auf, wie sich die Verhältnisse bei der bevorstehenden Nachwahl gestalten werden. Sein Herzenswunsch scheint sich in den Bahnen zu bewegen, daß ein Agrarier der Nachfolger Nebenstorfs wird. Die Arbeiterschaft wird jedoch alles daran setzen, um diese Hoffnung zuschanden zu machen; sie wird mit aller Kraft dahin wirken, daß dieses Mandat der Sozialdemokratie erhalten bleibt.

b. **Schöffengericht** am 20. Januar. Das rasende Auto! Ein 16jähriger Hausbursche wurde am 4. Dezember in der Moltkestraße von einem Auto so schwer angefahren, daß er mehrere Beinbrüche davontrug. Er ist heute noch nicht vollkommen hergestellt. Der Chauffeur B., gegen den ein Monat Gefängnis wegen gefährlicher Körperverletzung beantragt wurde, schiebt die Schuld auf den Verletzten, der mit seinem Karren nicht die richtige Straßenfront eingehalten habe. Der Chauffeur nahm sich nach dem Unglück des Hausburschen in weitestem Maße an. Das Urteil wird am Freitag verkündet. — Ein Krankenkassenschwindler, der seit längerer Zeit auf dem Lande und in Kleinstädten Handwerksmeister heimsuchte, wurde zu 7 Monaten Gefängnis verurteilt. Er gab vor, Inspektor der Kranken- und Sterbekasse selbständiger Handwerker und Gewerbetreibender in Hamburg zu sein, legte jedoch Aufnahmescheine einer Kasse in Mainz vor, bei der der junge Mann früher tätig war. Die eingesammelten Beträge von 2—5 Mk. verwandte B. zum eigenen Nutzen. Gegen den Angeklagten sind noch weitere Betrugsklagen im Gange, für die früheren wurden ihm 11 Monate aufgebrummt, so daß er seine Schwindeleien sobald nicht wieder aufnehmen kann. — Ein leichtsinnig bellender Hund. Die Zeiten des Mittelalters, das noch Tierstrafen kannte, sind glücklich vorüber, zum Leidwesen eines alten Herrn, für den es keine größeren Sorgen als Hundegebell gibt. Der Wächter eines Holzlagerplatzes hat aber auch einen Begleiter, dem jede Zucht abgeht, der beim leisesten Geräusch mitten in der Nacht knurrt und bellt und so dem Herrn die Nachtruhe vergällt, ja unmöglich macht. Immer wieder treibt's ihn ans Fenster, läßt ihn horchen, ob der Köter mit der ausgeprägten Stimme nicht bald von seinem Gebelfer abläßt. Vergebens ist alle Hoffnung. Denn sobald eine Schutzmannswache vorbeigeht oder ein verlassener Kater oder ein Kaninchen zwischen den Bretterstapeln hindurchjagt, geht das Gebell von neuem los. Unzähligemal wurde Beschwerde erhoben, der Wachtmeister schickte Verwarnungen, vor denen der — Hund einige Zeit Respekt hatte, aber es nutzte alles nichts. Besonders in einer Nacht störte den feinhörigen Hund das Pflastern in der Mühlenstraße, fast jeden Rammerschlag beantwortete er mit seinem Gebell, das den alten Herrn nach eigener Aussage zum Wahnsinn treibt und das ihm Magenschmerzen und dauerndes schweres Leiden einbrachte. Er wird deshalb gegen den Hundebesitzer noch weiter vorgehen. Interessant ist, daß sich ein besonderer Beamter acht Nächte lang den „leichtsinnig" bellenden Hund aufs Korn nahm, und auch die Wache am alten Bahndamm sollte auf das Tier jenseits der Trave achten. Da kam denn heraus, daß der Hund mehr bellt als andere in der Lachswehrallee, und der Wächter N. bekam drei Mark Polizeistrafe, gegen die er richterliche Entscheidung beantragte. Er behauptet, daß er einen scharfen, wachsamen und gut dressierten Hund habe, der 100 Mark koste und den er in seiner Stellung halten müsse. Der Besitzer des Lagerplatzes erwähnt, die Polizei verlange das Mitführen eines Hundes bei der Nachtwache, doch wenn einer belle, dann sei es auch nicht recht. Der Staatsanwaltschaftsvertreter findet die drei Mark Geldstrafe für den ruhestörenden Lärm des — Hundes gerecht, doch beschließt das Gericht, zu einer späteren Verhandlung noch weitere Zeugen zu laden. Der sich an seiner Gesundheit geschädigt fühlende alte Herr hatte voriges Jahr mit dem Hineinlegen eines — Hundes gleichfalls Erfolg.

mh. **Fritz Reuter und seine Werke.** Volksbildungskursus in der Aula der Ernestinenschule. 2. Abend. Mit dem größten Bedauern muß konstatiert werden, daß der am vorigen Mittwoch von dieser Stelle aus an die Arbeiterschaft gerichtete Appell fruchtlos war, sich an den eigens für sie eingerichteten Volksbildungskursen lebhafter zu beteiligen. Trotz der verhältnismäßig geringen Teilnehmerzahl ließ Herr Dr. Oldörp sich nicht beeinträchtigen, seinen Vortrag ungekürzt und mit der von ihm gewohnten Anschaulichkeit wiederzugeben. Er streifte nochmals in kurzen Worten das im vorigen Vortrag Behandelte und brachte einige Stellen aus Reuters „Ut mine Festungstid" sehr eindrucksvoll zu Gehör. In „Berlin un de Husvogtei" tritt so recht die Erbitterung Reuters über die Behandlung durch den Kriminaldirektor Dambach zutage. Und hier ereignet sich etwas, was er demselben nie vergessen hat, seine übrigen Schandtaten will er ihm nicht anrechnen, das drückt Reuter in folgenden Worten der Erbitterung und Wehmut aus: „Aewer in eine Hinsicht fall hei mi Red' stahn, up Jensid fall hei sick verantwurten, worüm hei minen ollen Vader, de grod in desen Dagen in sine hartliche Leim för sinen einzigsten Soehn nah Berlin kamen was, üm wat för sin Frikamen to dauhn — worüm hei minen ollen Vader de twintig Schritt tau min Gefängnis nich wis't hett, dat de Soehn an Vaders Bost sick mal utweinen künn. —Dorför fallst Du mi Red' stahn —" Erst 1840 erhielt Reuter seine Freiheit wieder. Und nun legte er sich die inhaltsschweren Fragen vor: Wat nu? — Wat was ick? — Wat wüßt ick? — Wat kunn ick? — Nicks!" Er versuchte viel, doch nichts wollte ihm glücken, bis er schließlich im Jahre 1850 in Treptow als Privatlehrer sich niederließ. Hier lernte er Luise, die Tochter eines Pfarrers kennen, die er im folgenden Jahre heimführte. Sie war es in der Hauptsache, die sein verdüstertes Leben aufhellte und ihn zum Dichten anregte. Es entstanden seine „Läuschen un Rimels", die so richtig den Ton und Geschmack seiner Landsleute trafen. Seine Schaffenslust wuchs durch die Erfolge und bald entstanden „De Reis' nah Belligen", „Kein Hüsung", „Hanne Nüte" und seine beiden großen Prosaerzählungen „Ut de Franzosentid", „Ut mine Festungstid", sowie sein Roman „Ut mine Stromtid". 1866 von einer Reise nach Konstantinopel zurückgekehrt, und inzwischen zu einem wohlhabenden Manne geworden, baute er sich am Fuße der Wartburg eine Villa, welche er nach seinem und dem Geschmack seiner Frau einrichten ließ. Hier starb er an einem unheilbaren Herzleiden am 12. Juli 1874, betrauert von aller Welt, insbesondere aber von seinen Stammesgenossen. Seine Schriften zeichnen sich nicht nur durch köstlichen Humor aus, sondern er hat auch mit Herzensblut geschrieben und wahre Gestalten aus dem Leben geschildert. — Der Vortragende besprach hierauf noch Reuters „Läuschen un Rimels" und rezitierte im Anschluß daran einige derselben. Als ausgezeichneter Reutervorleser verstand er es, die einzelnen Pointen wirksam herauszuholen. Auf Wunsch der Zuhörer, die sich aufs köstlichste amüsierten, dehnte Herr Dr. Oldörp seine Vorlesungen aus „Läuschen un Rimels" noch eine Weile aus und in fröhlichster Stimmung ging man auseinander. — Der Besuch der nächsten vier Vorträge, die an den Dienstagen, dem 3., 10., 17. und 24. Februar stattfinden, ist wirklich zu empfehlen. Herr Dr. Oldörp wird alsdann die einzelnen Werke Reuters besprechen und Vorlesungen aus denselben bringen. Karten à 75 Pfg. sind bei Stelling und auch abends in der Ernestinenschule zu erhalten.

Holzverkäufe. Bezirk Kronsforde am Freitag, dem 23. Januar 1914, in der Gastwirtschaft Stapelfeldt Wwe. in Kronsforde aus den Forstorten Kannenbruch und Glindbruch: 1. von vormittags 10 Uhr ab: 67 Stück Fichten-Stämme, ca. 10—12 Meter lang, 12—19 Ztm. Mittendurchmesser, 357 Stück Fichten-Stangen, 1. Kl., 304 Stück Fichten-Stangen, 2. Kl., 769 Stück Fichten-Stangen 3. Kl., 1955 Stück kleine Baumpfähle und Bohnenstangen, 670 Stück Eichen-Pfähle, 2 Meter lang, 12—16 Ztm. Durchmesser; 2. von nachmittags 2 Uhr ab: 110 Rm. Eichen-Kluft, 5 Rm. Eischen-Kluft, 114 Haufen Eichen-Busch, 112 Haufen Weißerlen-Stangenbusch, 15 Haufen Fichten-Busch. Verzeichnisse vom 18. d. Mts. ab im Verkaufslokal, auf der Stadtkasse und beim Revierförster. — Bezirk Behlendorf: Am Donnerstag, dem 29. dss. Mts., von mittags 12 Uhr ab, in der Gastwirtschaft von Päpke in Behlendorf, aus den Forstorten Albsfelder Tannen und Albsfelder Berg: 3200 Fichtenstangen 1. bis 4. Klasse, Trennschleete, Leiterbäume, starke und geringe Schleete, Koppelschleete und Baumschleete. Spezielle Verzeichnisse liegen vom 23. dss. Mts. ab auf der Stadtkasse, beim Förster Hoffmann, Albsfelde und im Verkaufslokal aus. — Bezirk Ritzerau: Am Montag, dem 26. Januar 1914, von vormittags 10 Uhr ab in der Gastwirtschaft von Frau Petersen in Ritzerau aus den Forstorten: Dachsberg, Steinbruch, Langenstücken, Gerkenberg und Silkendorf: 60 Haufen Buchenbusch, 10 Haufen Eichenbusch, 240 Haufen Weichholzbusch. Besichtigung vom 22. dss. Mts ab. — Am Mittwoch, dem 28. Januar 1914, von vormittags 11 Uhr ab beim Gastwirt Püst in Nusse aus den Forstorten Dachberg, Steinbruch, Damm, Gerkenberg und Silkendorf: Eichen: 5 Rm. Kluft und Knüppel, Buchen: 262 Rm. Kluft und Knüppel, Eschen: 25 Rm. Kluft und Knüppel, Birken: 185 Rm. Kluft und Knüppel, Ellern: 49 Rm. Knüppel. Verzeichnisse vom 24. dss. Mts. ab auf der Stadtkasse, auf der Revierförsterei und im Verkaufslokal.

Handelsregister. Am 19. Januar 1914 ist eingetragen bei der Firma Georg Beth, Lübeck: Die Firma ist erloschen. Am 20. Januar 1914 ist eingetragen: 1. bei der offenen Handelsgesellschaft in Firma Prina u. Reuter, Lübeck: Die Gesellschaft ist aufgelöst. Der bisherige Gesellschafter Kaufmann C. D. Reuter in Lübeck ist alleiniger Inhaber der Firma; 2. bei den Firmen a) Carstens u. Grimm, Lübeck, b) Fritz Jürgensen, Lübeck: Die Firma ist erloschen.

pb. **Tödlicher Unglücksfall.** Ein Unglücksfall, der einem 9 Jahre alten Mädchen das Leben kostete, ereignete sich am 19. ds. Mts. in der Kronsforder Allee. Das Kind stieg ohne Erlaubnis auf einen ohne Aufsicht vor einem Hause haltenden, mit zwei Pferden bespannten Geschäftswagen und ergriff die Peitsche. Hierdurch wurden die Pferde veranlaßt, sich in Bewegung zu setzen. Als nun die Pferde eine schnellere Gangart annahmen, sprang das ängstlich gewordene Kind vom Wagen und kam so unglücklich zu Fall, daß es einen Schädelbruch davontrug, an dessen Folgen es sofort verschied.

pb. **Diebstähle.** In der verflossenen Woche sind aus einem Hause der Alsheide ein Paar Schnürschuhe mit Lackspitzen aus Boxkalfleder abhanden gekommen und vermutlich gestohlen worden. — Aus einer auf dem Flur eines Hauses am Markt befindlichen Garderobe ist am 19. d. M. ein Ulster aus braun gemptem Stoff mit großen braungestreiften Hornknöpfen abhanden gekommen und vermutlich gestohlen worden. In einer Tasche desselben befanden sich ein Paar graue Stoffhandschuhe.

pb. **Verhaftungen.** Festgenommen wurden ein Arbeiter aus Siems wegen Körperverletzung, ein hiesiger Matrose wegen Vergehens gegen die Seemannsordnung und ein Klempner aus Goldberg, der sich des Betruges schuldig gemacht hat.

Neues Stadttheater. Man schreibt uns: Mit dieser Notiz soll nochmals die Aufführung von Strindbergs „Wetterleuchten" morgen und Aubers komische Oper „Der schwarze Domino", die am Freitag unter Beyers Regie und Dr. Hartkems musikalischer Leitung als Neueinstudierung in Szene geht, der besonderen Aufmerksamkeit des Theaterpublikums empfohlen sein. Ueber beide Werke ist in Vornotizen schon Eingehenderes gesagt worden. Es erübrigt sich darum ein nochmaliger diesbezüglicher Hinweis. Strindberg, der mit seiner Herbheit so eigenartig Moderne unter den Modernen, ist den Literaturinteressierten so aktuell geworden, wie Auber denen, die noch gern nach den großen musikalischen Schätzen einer früheren Zeit suchen. Beide Vorstellungen verdienen darum höchstes Interesse.

Stockelsdorf. Eine große Volksversammlung findet am kommenden Sonntag abend im Lokale des Herrn Paetau statt. In derselben wird Reichstagsabgeordneter Genosse Peus-Dessau über „Die Demokratie eine politische Notwendigkeit" sprechen. Die Versammlung muß zu einer großen Kundgebung gegen die Reaktion werden, die dreister denn je ihr Haupt erhebt.

Schwartau-Rensefeld. Reichstagsabgeordneter Peus-Dessau wird am Sonntag, dem 25. Januar, nachmittags 3 Uhr, in einer großen Volksversammlung, die im Gasthof Transvaal stattfindet, über das Thema „Die Demokratie eine politische Notwendigkeit" sprechen. Arbeiter, Parteigenossen! Sorgt für einen Massenbesuch.

Mölln. Seinen Verletzungen erlegen. Der am Sonntag in der Brauerei verunglückte Gelegenheitsarbeiter K. Stamer ist noch am Sonntag seinen schweren Verletzungen erlegen. Stamer ist 38 Jahre alt und hinterläßt eine Frau und drei Kinder.

Flensburg. Schiffsbrand. Dienstag früh brach auf dem deutschen Dampfer „Venus" aus Flensburg Feuer aus, während das Schiff in Leven (Fifeshire) Kohlen einnahm. Es waren zur Zeit bereits 1200 Tonnen Kohlen an Bord. Alle Bemühungen, das Feuer zu löschen, waren vergebens. Man befürchtet, daß das Schiff unter Wasser gesetzt werden muß.

Flensburg. Echt-Preußisches! In Kabdrup im Kreise Hadersleben hat man den Gemeindevorsteher Skött seines Amtes enthoben, weil er dänische Bücher und Liederbücher vertrieben haben soll und weil er (das scheint das schlimmste zu sein) einen Wimpel in dänischen Farben im Hause hatte. Der Regierung empfehlen wir, alle Nordschleswiger, die rote und weiße Tischtücher, Bettbezüge und Kissen in ihrem Hause haben, als heimatlos zu stempeln und sie über die Grenze zu weisen. Das wird Ruhe geben. Ein solches Radikalmittel ist wirklich vonnöten in unseren schweren Zeiten.

Pinneberg. Vom Automobil getötet. Als das von Elmshorn kommende, mit zwei Personen besetzte Automobil des Kaufmanns Johs. Ernst Schmidt aus Elmshorn die Chaussee bei der Ratsberger Mühle im Stadtteil Pinnebergerdorf passierte, kam der vier Jahre alte Sohn Karl des Arbeiters Peter Bornholdt von des Vaters Grundstück direkt vor das Kraftfahrzeug gelaufen. Er wurde überfahren. Seine Verletzungen waren so schwer, daß der Tod zwei Stunden nach der Einlieferung ins Kreiskrankenhaus eintrat.

Rostock. Der Klapperstorch in der Straßenbahn. Sonntag nachmittag fuhr ein Schnitterpaar vom Bahnhof in die Stadt, als sich plötzlich ein junger Weltbürger einstellte und durch Geschrei sein Dasein bekundete. Das Kind wurde in die mütterliche Schürze eingewickelt und mit seiner Mutter zusammen mittels Droschke in das Krankenhaus gebracht.

Schwerin. Der Schloßbrandschaden ist von den Sachverständigen auf rund 1 700 000 Mk. abgeschätzt worden.

Neubrandenburg. Eine niederträchtige Freveltat. In einer der letzten Nächte sind auf der Friedrich-Franz-Bahn, und zwar auf der Strecke von Sponholz bis Neetzka, zwischen den Wärterstationen 334 und 335 Oberbau-Materialien gelegt worden, um den aus Pasewalk kommenden Zug zur Entgleisung zu bringen. Wie festgestellt wurde, hatte der Täter eine neue Schwelle quer über die Schienen gelegt, die dann von den sogenannten Räumern der Maschine des die Strecke passierenden Zuges zur Seite geschleudert wurde, so daß ein unabsehbares Unglück verhütet werden konnte. Etwa 100 Meter weiter nach Oertzenhof war über eine der Geleiseschienen ein Bund Klemmplatten gelegt, das von der Maschine in zwei Teile zerschnitten wurde. Beide Gegenstände sind morgens von einem Bahnwärter gefunden worden. In einer größeren Entfernung ist von einem anderen Bahnwärter an demselben Morgen, zwischen den Schienen steckend, eine verbogene 30 Pfg. schwere Lasche und nicht weit davon an verschiedenen Stellen zwei weitere Laschen gefunden worden. Deutlich erkennbare Spuren wiesen auch hier darauf hin, daß die drei Laschen böswillig auf die Schienen gelegt sind. Die in den umliegenden Dörfern Warkin, Rühlow und Georgendorf angestellten Ermittelungen zur Ergreifung des Täters waren bisher erfolglos.

Wilhelmshaven. Die Arbeiterausschußwahlen auf der Kaiserlichen Werft in Wilhelmshaven haben mit einem vollen Siege der Liste der freien Gewerkschaften geendet. Es wurde zum erstenmal nach dem System der Verhältniswahl gewählt. Die Hirsch-Dunckerschen paktierten mit den Gelben, die christlichen Gewerkschaften gingen selbständig vor. Auf die Liste der freien Gewerkschaften entfielen 4402 Stimmen, somit 17 Vertreter, auf den Hirsch-Dunckerschen-nationalen Mischmasch 932 Stimmen, somit 4 Vertreter und auf die Christlichen 173 Stimmen, somit einen Vertreter. 188 Stimmen waren ungültig. In den Stimmen des Mischmasches stecken die der Werftfeuerwehr- und Schutzleute sowie die der Monatslöhner, Schreiber usw., kurz alle jene, die in einer sogenannten „gehobenen Stellung" sich befinden. Die Wahlbeteiligung betrug 90 Prozent der Wahlberechtigten.

Bremen. Haussuchungen. Im Bremer Gaubureau des Verbandes der Staatsarbeiter und in der Wohnung des Gauleiters wurde nach dem Manuskript von drei Artikeln gesucht, durch die ein Bausekretär in Bremerhaven angeblich beleidigt wurde. Gefunden wurde nichts.

Bremen. Ein Vertrag zwischen Bildungsausschuß und Schauspielhausgesellschaft. Wir lesen in der „Bremer Bürgerzeitung": Ein interessantes Projekt beschäftigt gegenwärtig den Bildungsausschuß. Dieser steht mit der Schauspielhausgesellschaft in Unterhandlungen wegen des Abschlusses eines Vertrages, wonach er für die Spielzeit 1914/15 ein Abonnement auf eine größere Anzahl von Vorstellungen übernimmt. Einen ähnlichen Vertrag hat der Goethebund bereits mit der Schauspielhausgesellschaft abgeschlossen. Sämtliche Vorstellungen finden im Schauspielhause in der Neustadt statt. Ein Gesamtabonnement berechtigt zum Besuch von 16 Vorstellungen. Das Abonnement ist übertragbar, sodaß die Karte auch von Familienangehörigen oder anderen Personen benutzt werden kann. Was dem Vertrage einen ganz besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß dem Bildungsausschuß ein entscheidender Einfluß auf die Auswahl der Stücke und die Zusammenstellung des Repertoires eingeräumt wird. Zu diesem Zwecke wird ein Komitee gebildet, das aus je zwei Vertretern des Bildungsausschusses, des Goethebundes und des Schauspielhauses besteht und dessen Mitglieder mit gleichen Rechten ausgestattet sind. Dieses Komitee hat auch über das Engagement der Schauspielkräfte für die nächste Spielzeit zu entscheiden.

Aus der Jugendbewegung.

Arbeiter-Jugend. Die soeben erschienene Nr. 2 des sechsten Jahrgangs hat u. a. folgenden Inhalt: Wie kommen wir vorwärts? — Lehren des Lebens. Von Fritz Sepp. — Wie denkt die Sozialdemokratie über Frauen- und Kinderarbeit? Von Therese Schlesinger. — Die elektrische Fernübertragung von Bildern. Von Hans Bourquin. (Mit Abbildungen.) — Arme Kinder. — Aus der Jugendbewegung. Die Gegner an der Arbeit. Vom Kriegsschauplatz. Von der Kehrseite der Kultur usw. — Beilage: Markus Tarras. Erzählung von Carl Busse. — Multatuli, der Dichter und Kämpfer. Von C. Döring. — Der Oberbildhauer Thutmes. Von Adolf Bruno. (Mit Abbildungen.) — Die Speisekammern der Tiere. Von Heinz Welten. — Sollen wir Lotterie spielen? Von Felix Linke. — Wie weit er warf, wie hoch er sprang. Erzählung von Fritz Müller. — Aegyptisches. Gedicht von H. Thurow.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Oeffentliche politische Versammlung.

Das Koalitionsrecht ist gefährdet! Auf zum Protest!

Donnerstag, den 22. Januar, abends 8½ Uhr

Grosse

Volksversammlung

im großen Saale des Gewerkschaftshauses, Johannisstr.

Tages-Ordnung:

1. **Auf zum Kampf für das Koalitionsrecht! Nieder mit den arbeiterfeindlichen Anträgen der Junker u. Scharfmacher**

Referent: Reichstagsabgeordneter **Max König** aus **Dortmund.**

2. **Freie Aussprache.**

Arbeiter auf die Schanzen! Das Unternehmertum will unter Vorgabe eines besseren Streikbrecherschutzes Euch das Streikrecht rauben. Ihr sollt zu willenlosen Werkzeugen der Ausbeuter gemacht werden. Darum **auf zum Protest!**

Der Einberufer.
Paul Löwigt, Johannisstraße 46.

Die Kartellkommission.

(385)

Allgemeine
Ortskrankenkasse
(38) in Lübeck.

Außerordentliche
Ausschußsitzung
der Vertreter
am Mittwoch, d. 28. Januar 1914
abends 8½ Uhr
in Kempfers Gesellschaftshaus
(Bürgerverein) Königstraße 25.

Tages-Ordnung:

1. Wahl des Ausschußvorsitzenden und seines Stellvertreters.
2. Bericht über die Vertragsverhandlungen mit den Ärzten.
3. Stellungnahme zu Satzungsänderungen (Aufhebung der Familienunterstützung).
4. Sonstiges.

Die Kassenmänner der Ausschußvertreter können der Versammlung als Zuhörer beiwohnen.

Lübeck, den 20. Januar 1914.

Der Vorsitzende des Vorstandes.

Gasthof Transvaal Schwartau.

Antrittsball
am Sonnabend, dem 24. Januar 1914.
Anfang 8 Uhr. Ende 2 Uhr.
Eintritt 60 Pfg., eine Dame frei. Einzelne Dame 20 Pfg.
Wozu freundlichst einladet (435) **W. Hilprecht.**

Inventur-Ausverkauf
von zurückgesetzten guten, haltbaren Korsetts zu enorm billigen Preisen.
187
Th. Jepsen Korsettfabrik Breite Str. 42

Saison-Ausverkauf
von **Pelzwaren**
zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Eduard Hirsekorn, Sandstraße 20.
442)

Glasscheiben aller Art billigst, Kitt, Draht, Diamanten etc.
Oscar Tauchnitz, Fensterglas-Handlung, Hüxtertor-Allee 13. Fernspr. 808.

Achtung!
Transportarbeiter
von Stockelsdorf und Umgeg.

Versammlung
am Donnerstag, d. 22. Januar
abends 8½ Uhr.
im Lokale des Herrn Paetau in Fackenburg.

Tagesordnung:

1. Neuwahlen.
2. Kartellbericht.
3. Verschiedenes.

444) **Der Vorstand.**

NB. Um recht zahlreiches Erscheinen der Kollegen ersucht.
D. O.

Zentral-Hallen
Dankwartsgrube 20.
Jeden Donnerstag:
Tanzkränzchen.
Anfang 8 Uhr.
146) Ende 12 Uhr.

Dilettanten-Klub „Freiheit"
Gr. theatral. Abend
am Donnerstag, 22. Januar
im „Konzerthaus Flora"
Zur Aufführung gelangen:
Eine Pferdekur.
Schwank in 2 Akten.
De Angelbur.
Plattd. Schwank in 2 Akten.
Gr. Gartendekoration-Ausstatt. und feenhafte Beleuchtung.
Der Saal ist in eine Winterlandschaft dekoriert.
Kassenöffn. 7½ Uhr. Anf. 8½ Uhr.
Vorverkauf 30 Pf., Kasse 40 Pf.
Kinder 15 Pf., Programm frei.
Kart. sind z. h. b. **Jürß,** Engelsgrube, **Radke,** Engelsgr., **Lexau,** Böttcherstr., **Mittelstädt,** Adlerstr. 35, im „Konzerthaus Flora" u. bei sämtl. Mitgliedern. (358

Carl Folkers
Möbelmagazin
25 Marlesgrube 25.
Vollst. Wohnungseinrichtungen.
Selbstgefertigte Arbeiten.
Größte Auswahl.
47) Billigste Preise.
Weitgehendste Garantie.
Zimmereinrichtungen stets vorrätig.
Lieferung frei Haus mit eigenem Möbelwagen.
: Teilzahlung gestattet :
Bei Barzahlung Rabatt.
Lübecker Rabattmarken.

Hintze & Stech
Größte Möbelfabrik Lübecks
empfehlen 47
Wohnungseinrichtungen.
Direkter Verkauf an Private zu billigen Preisen gegen bar in der Fabrik:
Moislinger Allee 60.

Hansa-Theater
Künstlerische Leitung:
Dir. Fritz Hemberger.
Heute und folgende Tage:
Das vom Publikum und der gesamten Presse als das Vornehmste auf dem Gebiete der modernen Varietekunst anerkannte
Weltstadtprogramm
Jubel ohne Ende
Schlager auf Schlager.
Anfang Wochentags 8¼ Uhr.
Sonntags 8 Uhr.
Vorverkauf für die Abendvorstellungen: rechte Seite b. Sager, Kohlmarkt, linke Seite b. Nagel, Am Markt. (391

Neues Stadttheater
Mittwoch, den 21. Januar 1914:
Außer Abonnement. Mittelpreise.
Anfang 8¼ Uhr. Ende 10¼ Uhr.
Zum letzten Male:
Die Kino-Königin.
Operette von Jean Gilbert.
Donnerstag, den 22. Januar 1914:
108. V. i. Voll-Ab. 17. V. i. Donnt.-Ab.
Anfang 8 Uhr. Ende 10 Uhr.
Strindberg-Abend.
Neuheit! Neuheit!
Wetterleuchten.
Schauspiel von A. Strindberg.
Mittelpreise.
Freitag, den 23. Januar 1914:
109. Vorst. i. V.-Ab. 18. Vst. i. Freit.-Ab.
Anfang 7½ Uhr. Ende 10 Uhr.
Der schwarze Domino.
Komische Oper von Auber.
Große Preise. (440

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 17. Mittwoch, den 21. Januar 1914. 21. Jahrg.

Deutscher Reichstag.

Originalbericht des „Lübecker Volksboten".

Berlin, 20. Januar 1914.
195. Sitzung. Nachmittags 1 Uhr.
Am Bundesratstisch: Dr. Delbrück.

Anfragen.

Erzberger (Z.) fragt an, was der Reichskanzler zu tun gedenke, um gegenüber dem Verbot der Gründung einer Vereinigung Berliner Schutzmänner auch den Berliner Schutzmännern die im Reichsvereinsgesetz garantierte Vereinsfreiheit zu gewährleisten.

Direktor im Reichsamt des Innern Lewald: Die Angelegenheit gehört weniger dem Vereinsgesetz an, als dem Beamtenrecht. Deshalb hat die Reichsleitung keinen Anlaß zu irgendwelchen Maßnahmen.

Erzberger (Z., zur Ergänzung der Anfrage): Bei der Schaffung des Vereinsgesetzes hat der damalige Staatssekretär des Reichsamts des Innern ausdrücklich erklärt, daß auch die Beamten Vereins- und Versammlungsfreiheit genießen sollten. Ich frage deshalb den Reichskanzler, was er zu tun gedenkt, um dieser von ihm selbst gegebenen Zusicherung Geltung zu verschaffen.

Direktor im Reichsamt des Innern Lewald: Ich würde empfehlen, die Frage beim Etat des Reichsamts des Innern, der ja zur Debatte steht, zur Sprache zu bringen. Meinen Ausführungen habe ich nichts hinzuzusetzen.

Etat des Reichsamts des Innern.

3. Tag.

Kraetzig (SD.): Was der Abg. Gräfe gestern über die Landarbeiterverhältnisse gesagt hat, steht mit den Tatsachen in schreiendstem Widerspruch. Ich unterstreiche zunächst, daß er das Elend der Industriearbeiter zugegeben hat. Die Junker sind an diesem Elend ja nicht unschuldig. (Sehr richtig!) Wenn er aber meint, auf dem Lande gibt es solch Elend nicht, so muß der Schleier von dem Landarbeiterelend rücksichtslos heruntergezogen werden. Der Abg. Keinath rief nach dem Streikgendarmen. Dieser soll nur der Haken sein, an dem das Koalitionsrecht der Arbeiter aufgehängt wird. Herr Doormann rühmte, daß noch nie soviel Sozialpolitik getrieben sei wie in den letzten zwei Jahren. Quantitativ mag das stimmen, nicht aber in bezug auf die Qualität. Ich erinnere nur an die Witwen- und Waisenversorgung. Ein Gesetz zur Verhöhnung der Witwen und Waisen hätte nicht anders aussehen können. Bei den Textilarbeitern sind Lohnabzüge Mode, die geradezu zum Lohnraub führen. Es wird ein ganz unerhörtes Strafsystem in Anwendung gebracht. Freilich macht sich strafbar, wer Strafen festsetzt, die den gesetzlichen Bestimmungen widerstreiten. Das steht aber nur auf dem Papier, die bestraften Arbeiter sind meist nicht imstande, ihr Recht zu verfolgen, und wenn sie es tun, so fliegen sie auf die Straße und werden außerdem noch auf die schwarze Liste gesetzt. (Zuruf bei den Soz.: Das ist Terrorismus!) Dieser unerhörte Strafunfug wird auch dazu benutzt, die Arbeiter in die gelben Vereine zu pressen (Hört, hört bei den Soz.); der Gelbe wird nicht bestraft, aber wer nicht zum Heuchler werden will, wird bestraft. Dieses Material gehört bei der Sammlung von Material zum Terrorismus an die erste Stelle. (Sehr richtig!) Bei den Ordnungsstrafen sind bestimmte Grenzen gesetzlich vorgesehen, bei den Fehlerstrafen aber gibt es keine Grenzen, sie sind direkter Lohnraub. Der Verein süddeutscher Baumwollindustrieller hat eine neue Arbeitsordnung erlassen, um bei der Einziehung von Geldstrafen und Schadensersatzansprüchen Lohnabzüge zu ermöglichen, also direkt gegen das Gesetz zu verstoßen. (Sehr wahr! bei den Soz.) Dagegen muß sofort eingeschritten werden. Die Fehlerstrafen erreichen oft nicht nur die volle Höhe des Lohnes, sondern oft müssen die Arbeiter noch Geld mitbringen, um den angeblichen Schaden zu ersetzen. Dabei ist nicht der Arbeiter an dem Schaden schuld, sondern sehr häufig der Unternehmer, der nicht für saubere Arbeitsräume und einwandfreie Maschinen sorgt, so daß das Material dem Arbeiter verschmutzt und fehlerhaft übergeben wird. (Sehr wahr! bei den Soz.) Bei der Beratung der Gewerbeordnungsnovelle beantragten wir, das Recht des Arbeitgebers, Schadensersatz zu fordern, dürfe in die Arbeitsordnung nicht aufgenommen werden. Die Arbeitgeber sollen gezwungen werden, solche Ansprüche vor Gericht geltend zu machen. Leider ist das abgelehnt worden. Aber der Lohn muß den Arbeitern unter allen Umständen gegen solche betrügerische Manipulationen gesichert werden. — Nun zu den Ausführungen des Herrn v. Gräfe. Unsere Konkurrenzfähigkeit wird nicht durch die Sozialpolitik gefährdet, sondern weit mehr durch die Politik der Kartelle und durch die Vernichtung von Arbeitskraft infolge der Unfälle. (Sehr gut! bei den Soz.) Daß die Junker gegen die Koalition der Arbeiter anstürmen, ist uns verständlich. Sie wollen nur ein Koalitionsrecht, bei dessen Gebrauch die Arbeiter an den Galgen kommen. Den Landarbeitern will Herr v. Gräfe gar kein Koalitionsrecht geben. Dabei sind gerade die Rechtsverhältnisse der Landarbeiter skandalös. In Sachsen und Preußen will man jetzt gar noch die Freizügigkeit beschränken. (Hört, hört! bei den Soz.) Die Arbeiternot in den ländlichen Betrieben resultiert aus der Not der Arbeiter. (Sehr wahr! bei den Soz.) Aus den Gesindeordnungen spricht heute noch der Geist der Leibeigenschaft; die Gesindeordnung stammt sogar noch aus dem Jahre 1732. (Hört, hört! bei den Soz.) Skandalöse Zustände in bezug auf das Zusammenschlafen von Knechten und Mägden in einem Bett hat eine Revision der Landarbeiterwohnungen aufgedeckt. Selbst in einem bürgerlichen Blatt werden die polnischen Landarbeiterkasernen als ein Krebsschaden für unsere Jugend bezeichnet. Erst läßt man die Leute schuldig werden, und dann wirft man sie auf die Straße. Wenn die Arbeiter klagen und auch noch so sehr im Rechte sind, bekommen sie noch lange nicht Recht. Die Gerichtsurteile gegen Landarbeiter sprechen oft dem gesunden Menschenverstand geradezu Hohn. Durch diese unerhörte Rechtlosigkeit wird die Landflucht der Leute erklärlich, und gerade die Bauern, die ihre Leute gut behandeln, klagen darüber, daß wegen der skandalösen Behandlung der Leute auf den größeren Gütern die brauchbaren deutschen Arbeitskräfte fortziehen und nur Galizier und andere Ausländer zu haben sind. (Hört, hört! bei den Soz.) Auch die Lohnform trägt zur Verelendung der Leute bei, vor allem die „Gutswohnungen". Selbst Herr v. Oertzen hat im „Tag" geschrieben: „Will man die Zahl der freien Landarbeiter vermehren, so muß man vor allem für die Vermehrung der Mietwohnungen sorgen." Daß bei den elenden Wohnungsverhältnissen die Säuglingssterblichkeit auf dem Lande besonders groß ist, ist selbstverständlich und durch die Statistik erwiesen, ebenso die frühzeitige Invalidität der Landarbeiter. Selbst ein konservativer Pastor gibt zu, daß die Altersrente den Landarbeitern viel zu spät zuteil wird. (Hört, hört! bei den Soz.) Seit Jahrzehnten verlangen wir die rechtliche Gleichstellung der Landarbeiter mit den Industriearbeitern und die Herabsetzung des Bezugsalters der Altersrente auf das 60. Lebensjahr. Aber alle solche Forderungen werden stets von den Konservativen abgelehnt. Deutschland ist es seinem Ansehen in der Welt schuldig, den skandalösen Zuständen, die ich geschildert habe, so schnell wie möglich ein Ende zu machen. (Lebh. Beifall bei den Soz.)

Staatssekretär Dr. Delbrück: Bei der Vorbereitung auf die Beratung des Etats habe ich 197 Fragen durchgearbeitet, die auf mein Ressort Bezug haben. Im wesentlichen sind in der Debatte bisher zwei Fragen hervorgetreten: was wird mit unserer Sozialpolitik und was wird mit unserer Wirtschaftspolitik? Mit der Verabschiedung der Reichsversicherungsordnung sind wir zu einem gewissen Abschluß unserer Sozialpolitik gekommen. (Hört, hört! bei den Soz.) Gewiß, wir sind noch mit der Ausführung der Reichsversicherungsordnung beschäftigt, und können neue Gesetze nicht in Angriff nehmen. Mit dem Kreis der in die Krankenversicherung einbezogenen Personen sind wir bis an die Grenzen der Möglichkeit gegangen, ebenso mit den Versicherungsarten. (Zuruf bei den Soz.: Arbeitslosenversicherung!) Ueber die Schwierigkeiten der Arbeitslosenversicherung habe ich früher bereits gesprochen. Daß nach der Reichsversicherungsordnung eine Pause eintreten muß, ist selbstverständlich und haben wir alle gewußt. Eine andere Beschwerde geht dahin, wir erließen nicht genug Bundesratsverordnungen zum Schutze von Leben und Gesundheit. Auch hier sind aber eine ganze Reihe von Fortschritten zu verzeichnen. Die Möglichkeit des Eingreifens auf dieses Gebiet ist immer größer geworden, neuerdings können sogar einzelne Polizeibehörden durch Vorschriften für den einzelnen Betrieb eingreifen. Augenblicklich bleibt uns nicht gesetzgeberische Arbeit zu leisten, sondern Detailarbeit der einzelnen Beamten und Behörden. Wir haben jetzt geschulte Beamte, und das ist ein großer Fortschritt. Die Probleme liegen zurzeit nicht in der Sozialpolitik, sondern auf dem Gebiet des Koalitionsrechts. Dazu gehört das Syndikatswesen, das Submissionswesen, die Bestrebungen auf Verstaatlichung des Kohlenbergbaues, das Kalisyndikat usw. Ueberall ist der bewußte Wille der Organisation an die Stelle des freien Spiels der Kräfte getreten. Meine Auffassung über das Koalitionsrecht habe ich vor etwa einem Jahre dargelegt. Auf die Frage des Arbeitswilligenschutzes ist der Reichskanzler vor kurzem selbst eingegangen; ich übergehe sie daher. Herr Doormann regte die Frage der Tarifverträge an. Ihre rechtliche Regelung hat zur Voraussetzung die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, wozu eine Einigung zwischen der Regierung und dem Reichstag über ein Berufsvereinsrecht notwendig ist. Ob das Ziel in absehbarer Zeit zu erreichen ist, erscheint mir zweifelhaft. Doch habe ich die Auffassung, daß wir das Problem einer endgültigen Lösung entgegenführen müssen. Im Zusammenhang damit steht die Frage eines Reichseinigungsamtes. Auch hier hängt die Lösung von der Vorfrage ab, wie das Recht der Berufsvereine geregelt ist. Ein Reichseinigungsamt hat nur Zweck, wenn ein Verhandlungsamt und die Möglichkeit der Vollstreckung der Einigungssprüche besteht. Vorläufig müssen wir es bei dem gegenwärtigen Zustand paritätischer Schiedsgerichte belassen, bei denen die Durchführbarkeit der Schiedssprüche von dem Vertrauen beider Teile zum Schiedsspruch abhängt. Ein typischer Fall hierfür ist die Vereinbarung zwischen den Krankenkassen und Aerzten. Ich sehe in diesem Abkommen ein interessantes Experiment für die Kämpfe der Arbeitgeber und Arbeiter überhaupt. Von einem Abbau unserer Sozialpolitik kann gar keine Rede sein. Man sollte sich aber auch vor einem gedankenlosen Vorwärtsschieben hüten. Eine gebildete und gesellschaftlich und wirtschaftlich gutgestellte Arbeiterschaft ist eine der Säulen, auf denen unsere Industrie ruht. Eine verständige Sozialpolitik ist eine Kraftquelle für das Deutsche Reich. Unter einer „verständigen Sozialpolitik" verstehe ich eine solche, die nicht bloß dem Arbeiter, sondern auch dem Arbeitgeber gibt, was ihm zusteht. (Lebh. Beifall rechts.) Eine verständige Sozialpolitik muß sich auch in den Grenzen des wirtschaftlich Möglichen halten. (Zuruf bei den Soz.) Die Regierung muß die Dinge anders beurteilen als Sie (zu den Sozialdemokraten), denn sie darf nicht die Ziele und Interessen einer einzelnen Partei verfolgen. (Lebh. Bravo! rechts. Zurufe bei den Soz.) Ob sie mich Knecht der Unternehmer nennen, ist mir ganz gleichgültig. (Bravo! rechts.) Ich wende mich zur Wirtschaftspolitik! Ein zuverlässiger Grad der wirtschaftlichen Bedeutung eines Landes ist zweifellos sein Außenhandel. Dieser ist seit dem Jahre 1880 andauernd und außerordentlich gestiegen. In gleicher Weise hat sich der innere Markt entwickelt. Gestiegen ist auch das Einkommen der Bevölkerung, und ebenso das Vermögen, wie die Einkommenstatistik und die Spareinlagen beweisen. (Zurufe bei den Soz.) Gewiß sind auch die Preise der Lebensmittel gestiegen, aber in weit höherem Maße sind die Löhne und die Lebenshaltung gestiegen, das beweisen die vorzüglichen Arbeiten von Calwer, das gibt auch eine Ihrer (zu den Soz.) Zeitungen zu, die „Holzarbeiterzeitung" in einem Artikel vom 2. August 1913. Von einer Verringerung der Viehproduktion ist bei uns keine Rede. Wenn die Viehzählung von 1912 einen Rückgang des Viehbestandes verzeichnete, so hing das mit den erst kurz vorher überwundenen schweren Viehseuchen zusammen. Von 1912 bis 1913 ist der Vieh-

Die Honoratiorentochter.

Eine Erzählung von Edmund Hoefer.

(28. Fortsetzung.)

IX.

Ein Erdbeben.

Das Haus war totenstill; die Lampe an der Treppe brannte — das war sonst nur bei Gesellschaften oder im tiefsten, dunkelsten Winter der Fall, um den Leuten zu leuchten, welche in den Nachmittagsstunden noch häufig zum Advokaten kamen. Was war den geschehen? fragte Anna sich finster und zugleich erschrocken. Oder brannte sie vielleicht um ihretwillen — als eine Aufmerksamkeit oder eine sarkastische Begrüßung des Gatten? Das schoß ihr alles durch den Kopf, allein es hielt sie nicht auf. Ohne Säumen durchmaß sie den Flur, ihr umherschweifender Blick fand niemand, der sie erwartet hätte. Sie stieg die dämmerige Treppe hinauf, sie stand und horchte auf dem oberen Flur — im Wohnzimmer hörte sie ihres Mannes Stimme; durch die nur angelehnte Tür der Küche sah sie die Magd bei der Lampe am Tisch sitzen und eifrig nähen. Ihr Eintritt ins Haus war nicht bemerkt worden — das erfüllte sie trotz alles sich regenden Trotzes mit einer gewissen scheuen Befriedigung, und vorüberschlüpfend trat sie leise ins Schlafzimmer und legte Hut und Schal ab, fest entschlossen, sich in dem zwar dunkeln, aber bekannten Raume zu Bett zu begeben und auf solche Weise ihr jetzt unerträglichen Fragen und noch unerträglicheren Erörterungen einstweilen auszuweichen.

Da sah sie aber durch die Spalte der nicht fest geschlossenen Tür, welche das Gemach mit dem Kabinett und durch dieses mit dem Wohnzimmer verband, einen leichten Lichtschimmer in den dunkeln Raum gleiten, sie spürte jetzt auch einen leichten Rauch von drüben gerauchten Zigarren und wandte sich heftig und zürnend, das Fenster zu öffnen, um den verpönten Gast hinauszulassen. Allein ihr Fuß hielt an, sie stand und lauschte — auf die gedämpft herüberklingende Stimme Richards antwortete eine andere, stark und breit — so redete Traugott nicht! — War es denn möglich —? —

Sie öffnete leise die Tür, sie horchte wieder, sie schlüpfte in das kleine, nur dämmerhelle Gemach und stand wie gebannt im Hintergrunde, zweifelhaft, ob sie weiter gehen, ob sie weiter lauschen und verborgen bleiben sollte. Denn der da sprach, war ihr Vater, ein Mann von den regelmäßigsten Gewohnheiten, der niemals überraschend kam und noch weniger jemals zu seiner Ankunft späte Tagesstunden wählte! Was war denn geschehen?

Und er sagte jetzt gerade — er mußte auf dem Sofa sitzen, während Richard, wie sie hörte und auch, wenn er sich der Fensterwand näherte, sehen konnte, im Zimmer auf und ab ging —: „Das ist ja aber eine ganz infame Geschichte! Und du glaubst wirklich daran? Hältst du es für möglich, Junge? Gilt sie denn für so dumm, daß man so etwas gegen sie zu probieren wagt? — Denn weiter — weiter ist's nichts und kann es nichts sein, Donner sapperment! Von Herzen ist sie immer ehrlich und gesund gewesen, trotz aller sonstigen dummen Airs und Manieren. Darüber hab' ich wohl einmal geflucht, aber mich nicht weiter geärgert. Frauenzimmer müssen einmal ein paar Narrheiten im Leibe haben, das ist nicht anders. Wenn du wüßtest, was ich mit meiner Alten durchzumachen gehabt, seit wir zu Geld und Gut kamen! Das ist nicht an den Himmel zu schreiben, sag' ich dir. Aber kalt Blut, Junge, und bei Gelegenheit ein ordentlicher Trumpf — „hier soll die Pump' stehen!" — da gibt sich's, und sie kommen zur Besinnung. Nur nicht zeigen, daß man sich ärgert, und nur nicht nachgeben, wenn man einmal angefangen. Das ist die Hauptsache, Junge, und dabei wirst auch du gut fahren."

Anna trat einen Schritt seitwärts und ließ sich unhörbar in die Polster des kleinen Divans gleiten, der hier an der Wand stand, welche das Kabinett vom Wohnzimmer trennte. Sie rückte in die äußerste Ecke und saß nun unmittelbar hinter der geöffnet stehenden, an das Seitenpolster des Divans gelehnten Tür, so daß ihr keine noch so leise Bewegung in dem angrenzenden Gemache entgehen konnte. Sie schmiegte sich ganz zusammen und lauschte mit — man möchte sagen: finsterer Spannung. Es konnte ja nur von ihr selber die Rede sein.

Richard ging noch immer auf und ab. Die Wachstuchdecke ließ seinen Schritt ungedämpft vernehmen. „Das tu' ich auch, Vater," versetzte er jetzt — Anna kannte diesen Ton, es war in dem Gatten eine nicht häufige Erregung — „das tu' ich auch und habe es auch jetzt getan, obgleich sie es mir nicht leicht machte. Wäre mir der Kopf nicht voll von diesen anderen Geschichten gewesen, möchte ich's noch leichter genommen haben und besser darüber hinausgekommen sein. Niemand kann wider das Geschick."

„Davon nachher," meinte der Alte. „Das wird sich alles arrangieren lassen, hoffe ich. Jetzt aber, du kannst mir das nicht übel nehmen, Junge, liegt mir diese infame Geschichte mehr im Kopfe. Nochmals also — du glaubst daran, hältst diese Nichtswürdigkeit für möglich? Heraus mit der Sprache! Lasse es mich ordentlich und der Reihe nach wissen, daß ich klar sehe. Ist's, wie du meinst, soll ihr ein Donnerwetter aufgehen, das sie im Leben nicht vergißt!"

„Das muß ich mir verbitten, Vater!" lautete Richard's ernste Antwort. „So lange Anna meine Frau ist — und ich hoffe, das soll sie bleiben bis an unsern Tod — lasse ich mir auch von dir nicht in meine Ehe hineinreden. Bis jetzt bedarf ich deiner Vorstellungen an sie noch nicht; ich werde der Sache schon selber Herr werden, denn auch ich habe bisher noch keinen Grund, anzunehmen, daß sie, wenn sie den ganzen Verlauf kennt, nicht in sich geht und der Vernunft Gehör gibt. Freilich, ich muß ihr Tatsachen vorhalten können, aber daran wird's nicht fehlen. Denn kurz und gut — ja, ich glaube an die Wahrheit der Geschichte. Morgen früh werden wir Sicheres wissen. Ich kenne Traugott und den armseligen Burschen, den Lingelsheim; wenn der erstere ihn anpackt, widersteht der andere nicht."

„Und der Baron hätte wirklich die Sache veranlaßt?"

„Nicht doch, Vater! Er hat sie nur nicht verhindert, vielmehr halb und halb seine Hand dazu geboten. Ich rede nicht gern davon, bevor ich ganz sicher bin, daß alles wahr ist; du kannst dir das denken. Allein sei es darum. Also bei Fornari hat eine Gesellschaft stark getrunken — es war am dritten Ostertage — und Mittags und Nachmittags ist dieses Geschäft am Speisetisch fortgesetzt. Schon Morgens, in der Konditorei, ist, wie Traugott gehört zu haben glaubt, von uns in ziemlich anzüglicher Weise geredet worden. Beim Nachtisch-Trinken scheint das fortgesetzt worden zu sein, und als Lingelsheim uns gewissermaßen verteidigte und als erträglich ehrenwerte Leute hinstellte, hat einer — es ist ein Herr von Vogelsberg, ein Mensch von allerdings soldatischem und nicht unangenehmem Aeußeren, von dem ich jedoch bisher weder etwas Gutes noch Böses gehört, — gewettet, er wolle in drei Wochen die gepriesene Frau zu einem sehr gewöhnlichen irdischen Menschenkinde machen, das heißt deutsch gesprochen — ihr Liebhaber sein, oder noch deutscher —"

„Nimm dich in acht und lüge nicht auf Herrn von Vogelsbergs Kosten, und sage ihm keine Nichtswürdigkeiten nach, ich dulde das nicht!" sprach plötzlich Anna mit vor Erregung bebender Stimme. Sie hatte sich bei des Gatten letzten Worten wie eine Springfeder von ihrem Sitze erhoben und stand nun hoch aufgerichtet mit bleicher Wange, mit stolzer Stirn und finsterem, drohendem Blicke mitten in der Türöffnung vor den beiden Männern, von denen der Alte richtig bequem genug im Sofa lag, während Richard nahe vor ihm am Tische stand, die Hand mit der erloschenen Zigarre auf diesen gestützt.

(Fortsetzung folgt.)

Lesland wieder geflogen. Alles in allem komme ich zu dem Ergebnis, daß wir kein Interesse daran haben, an den bewährten Grundsätzen unserer bisherigen Zoll- und Wirtschaftspolitik, die die Durchführung unserer Sozialpolitik überhaupt erst ermöglicht hat, irgendwie zu rütteln. (Bravo! rechts.) Die Reichsleitung vertritt daher nach wie vor den Standpunkt, daß unser bisheriger Zollschutz im allgemeinen genügt, daß er aber auch aufrecht erhalten werden muß. Insbesondere muß unserer Landwirtschaft der jetzige Zollschutz erhalten bleiben. (Bravo! rechts.) Gewisse Verbesserungen des Generaltarifes und der Vertragstarife sind gewiß wünschenswert, aber dabei handelt es sich um Einzelheiten infolge der Entwicklung der Technik. Im großen und ganzen entspricht der gegenwärtige Zustand durchaus den Bedürfnissen der deutschen Volkswirtschaft. Soweit sich zurzeit übersehen läßt, wird daher für uns kein Anlaß vorliegen, durch Kündigung der Tarifverträge von 1906 zu einer Neuregelung der Handelsbeziehungen den Anstoß zu geben. Es besteht daher einstweilen nicht die Absicht, dem Reichstag eine Novelle zum Zolltarif vorzulegen. Wird aber von anderer Seite das Vertragsverhältnis gekündigt, oder werden in anderen Tarifen Aenderungen vorgenommen, die unsere Ausfuhr berühren, dann wird die Regierung nicht zögern, die notwendigen Maßnahmen zu treffen, um die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands zu verteidigen. Die beteiligten Verwaltungen sind bereits seit längerer Zeit damit befaßt, die in Betracht kommenden Verhältnisse unter Würdigung des Materials und der Anregungen der beteiligten Erwerbskreise und ihrer Organisationen einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Auch werden die einschlägigen Fragen rechtzeitig Sachverständigen vorgelegt werden. Die Sozialpolitik und die Wirtschaftspolitik sind annähernd zur gleichen Zeit entstanden und sind auf demselben Boden gewachsen. Die Fortführung der einen erfordert die Aufrechterhaltung der anderen. Beide haben sich bewährt. Beide in richtiger Beziehung zu einander zu halten und weiterzuführen, wird daher unsere Aufgabe sein. (Lebh. Beifall rechts.)

Chrysant (Z.) verlangt, daß im Interesse des gewerblichen Mittelstandes der geheime Warenhandel energisch bekämpft werde. Es sei zu bedauern, daß der Bundesrat nicht näher auf die entsprechende Petition eingegangen sei.

Geh. Rat Caspar: Der Bundesrat ist der Meinung, daß diese Frage den einzelnen Bundesregierungen überlassen bleibt, die übrigens energisch gegen den geheimen Warenhandel der Beamten vorzugehen entschlossen sind.

Dr. Böhme (NL.): Für die Getreidezölle treten die Kleinbauern wesentlich aus Solidarität mit der übrigen Landwirtschaft ein; weit wichtiger sind für sie gute Viehzölle, für die bei der Erneuerung der Handelsverträge Sorge getragen werden muß. — Das Koalitionsrecht für die Landarbeiter darf in Bausch und Bogen nicht abgelehnt werden; nur da, wo nationale Gegensätze sehr stark sind, empfiehlt es sich nicht. Die Waldarbeiter können keineswegs durch einen Streik zur Zeit der Ernte die Erntetätigkeit lahmlegen, den Wald- und Forstarbeitern sollte man also das Koalitionsrecht ohne weiteres gewähren. — Die innere Kolonisation sollte von der Reichsregierung entsprechend in die Hand genommen werden. Auch das Fideiwesen wird schließlich vom Reich gelöst werden müssen, da vom preußischen Landtag in dieser Frage nichts zu erwarten ist.

Hierauf vertagt das Haus die Weiterberatung auf Mittwoch 1 Uhr.

Schluß 6½ Uhr.

Der dritte Krupp-Prozeß.

In der Dienstag-Sitzung wird auf Befragen des Verhandlungsführers allerseits auf die Vernehmung des Zeugen v. Metzen verzichtet.

Der Verhandlungsführer hält alsdann dem Zeugen Brandt vor, daß er zu Herrn v. Metzen einmal gesagt habe, er habe im Kriegsministerium mehrere Vertrauensmänner, von denen er Nachrichten erhalte. Brandt bestreitet, eine solche Äußerung getan zu haben. Es wird alsdann längere Zeit über den Grotausatz des Kriegsministeriums, der in einem Kornwalzer gefunden wurde, verhandelt.

Mehrere Geheime Rechnungsräte von der Fußartillerie-Abteilung des Kriegsministeriums und mehrere militärische Sachverständige bekunden, der Angeklagte Pfeiffer habe die Vorarbeiten für den organisatorischen Teil des kriegsministeriellen Etats zu bearbeiten gehabt. Allerdings, so bemerkt besonders Major Graßmann, wußte Pfeiffer, welche Geldmittel zur Ausführung notwendig waren. Mehrere Geheime Rechnungsräte bekunden darauf, es sei beim Kriegsministerium vielfach telephonisch über den Etat um Auskunft gebeten worden, zu diesen habe auch, wie Geh. Rechnungsrat Könnecke bekundet, die Firma Krupp gehört.

Geh. Rechnungsrat Becker bekundet, es sei die Bestimmung getroffen, daß über Einzelheiten des Etats den zur betreffenden Abteilung gehörenden Beamten, die mit der Ausarbeitung des Etats beschäftigt sind, Auskunft gegeben werde. In zweiter Reihe wird auch der Firma Krupp Auskunft gegeben. Andere Firmen, wie z. B. der Firma Ehrhardt wurde keine Auskunft gegeben werden. Die Firma Krupp habe verschiedentlich telephonisch angefragt; dieser sei ohne weiteres Auskunft gegeben worden.

Sachverständiger Major v. Wettershausen vom Kriegsministerium: Bestimmung sei, daß alle zum Ressort gehörenden Beamten über die Einzelheiten des Etats, in zweiter Reihe aber auch den mit dem Kriegsministerium in Verbindung stehenden Firmen Auskunft gegeben werde. Der Firma Ehrhardt wäre ebenso Auskunft gegeben worden, wie der Firma Krupp.

Geh. Rechnungsrat Becker: Wir stehen noch heute auf dem Standpunkt, daß die Firma Krupp im Kriegsministerium eine Sonderstellung einnahm und nur dieser Auskunft zu geben sei. Er hätte einer anderen Firma keine Auskunft gegeben, er hätte also auch die Firma Ehrhardt abschlägig beschieden. Der Zeuge bestreitet mit großer Entschiedenheit, daß er mit Brandt irgend welche Beziehungen gehabt und diesem widerrechtlich Nachrichten aus dem Kriegsministerium gegeben habe.

Bureauvorsteher Grünwald von der Firma Krupp bekundet, die Kenntnis der Konkurrenzpreise habe der Firma niemals Veranlassung gegeben, die Preise zu erhöhen. Wenn die Preise einmal erhöht wurden, so sei das nicht auf Grund der „Kornwalzer", sondern auf Grund von Berechnungen geschehen. Es komme vor, daß das Rohmaterial teurer würde, dann müsse eine Erhöhung eintreten, da die Firma doch nicht mit Schaden arbeiten könne.

Handelsbevollmächtigter v. Dewitz von der Firma Krupp schließt sich diesen Aussagen des Vorzeugen an. Die theoretische Möglichkeit, daß durch die Kenntnis der Konkurrenzpreise eine Erhöhung eintreten könnte, sei allerdings nicht ausgeschlossen, tatsächlich sei sie aber niemals erfolgt. Die möglichst zeitige Kenntnis von Ausschreibungen sei allerdings für die Firma Krupp von großem Vorteil, da dadurch die Firma und auch die anderen Firmen sich auf die Lieferung einrichten können, zumal die Lieferfristen oftmals sehr kurz bemessen werden. Es bestehe eine Bestimmung, wonach das Kriegsministerium verpflichtet sei, bei Ausschreibungen über einzelne Gegenstände die Firma Krupp zur Beteiligung aufzufordern und ihr die Mindestpreise mitzuteilen. Ein Teil dieser Ausschreibung müsse in diesem Falle der Firma Krupp zugeschlagen werden. Auf Beiragen des Verteidigers Justizrat Dr. Barnau erklärt der Zeuge noch, daß sämtliche Beamte der Firma Krupp, welche mit geheimen Sachen beschäftigt werden, eine eidesstattliche Versicherung unterzeichnen müssen, nach der sie keinerlei Geheimnisse weitergeben dürfen. Der Umsatz der Firma Krupp auf Grund der „Kornwalzer" habe übrigens nur 0.15 Proz. betragen. v. Dewitz, der in der vorigen Verhandlung wegen Verdachts der Mittäterschaft, Anstiftung oder Teilnahme nicht vereidigt wurde, wurde heute vereidigt.

Der nächste Zeuge ist der Direktor Dr. Träger; dieser erklärt: Er war früher Mitglied des Kruppschen Direktoriums in Essen, alsdann kurze Zeit in Berlin Vertreter des Berliner Bureaus und sei jetzt seit langer Zeit Generalvertreter der Firma Krupp in Berlin. Er habe die „Kornwalzer", als er das Bureau leitete, stets unterzeichnet und habe auch Brandt geraten, die Kopien zu verbrennen. Die Tätigkeit Brandts sei ihm anfänglich peinlich gewesen; nicht, weil er eine Bestechung befürchtete oder glaubte, es könnten Dinge mitgeteilt werden, die auf Landesverrat hinauslaufen, aber es sei ihm bekannt gewesen, daß die Zeugoffiziere verpflichtet seien, über alle Dienstsachen Stillschweigen zu beobachten. Der Gedanke der Bestechung sei ihm erst gekommen, als ihn Direktor Muehlon im Juli 1911 darauf aufmerksam machte. Er habe auch Brandt gefragt, ob er nichts Unrechtes begehe und ihn gewarnt, zu weit zu gehen. In dem Verkehr Brandts mit den Zeugoffizieren habe er nichts Bedenkliches gefunden, da ihm bekannt war, daß unter den Zeugoffizieren und ehemaligen Zeugoffizieren, die die Oberfeuerwerksschule zusammen besucht haben, ein sehr kordialer Verkehr bestehe, ähnlich wie bei den studentischen Korps. Er habe auch deshalb in dem Verkehr nichts Bedenkliches gefunden, da er vor vielen Jahren selbst Referent im Kriegsministerium war; dort wurde den höheren Beamten zur Pflicht gemacht, dem Publikum keinerlei Auskunft zu geben, sondern kleine Anfragen aus dem Publikum den Rechnungsräten und Zeugoffizieren zu überlassen. Über Brandt selbst könne er wenig Auskunft geben, da er nicht der direkte Vorgesetzte Brandts war. Soweit ihm bekannt, sei Brandt ein sehr charaktervoller und sehr intelligenter Mensch gewesen, der durch den kurz vor seiner Verhaftung erlittenen Unfall sehr gelitten habe. Brandt sei kein Mann, von dem man glauben könne, daß ihm vom Polizeirat Koch etwas suggeriert worden sei; er halte Brandt einer Schurkerei nicht für fähig. — Nach längerer Beratung faßt das Gericht den Beschluß, den Zeugen zu vereidigen.

Nach einer kurzen Pause wurde das Urteil der Strafkammer des Landgerichts Berlin I wider Brandt und Cerius in nichtöffentlicher Sitzung verlesen, worauf in die Beratung der „Kornwalzer" in ebenfalls nichtöffentlicher Sitzung eingetreten wurde. Die öffentliche Verhandlung geht Mittwoch vormittag 10 Uhr weiter. — Voraussichtlich geht heute, Mittwoch der Prozeß zu Ende.

Soziales.

Vorstandswahl in der Meißener Ortskrankenkasse. In einer Sitzung des Vorstandes der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Meißen, die sich mit der Wahl des Vorsitzenden zu befassen hatte, wurde der bisherige Vorsitzende sowohl von den Arbeitgebern wie auch von den Versicherten einstimmig wiedergewählt. Die Arbeitgeber hatten anfänglich einen anderen Kandidaten vorgeschlagen, der sich bisher noch nie um Krankenkassenangelegenheiten gekümmert hat. Sie verzichteten aber schließlich auf ihren Vorschlag, um, wie sie in einer protokollarisch niedergelegten Erklärung sagten der Kasse nicht unnötige Kosten zu verursachen und das bisherige gute Einvernehmen nicht zu beeinträchtigen, sowie auch in Rücksicht auf die einwandsfreie Geschäftsführung des bisherigen Vorsitzenden.

Aus dem Gerichtssaal.

Der Fabrikdirektor als Totschläger. Das Schwurgericht in Offenburg verhandelte am Montag gegen den Direktor der Papierfabrik Zell a. H., Gustav Lehr wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgange. Am 19. September 1913 begab sich der Direktor, ein Reserveoffizier, in das Zimmer seines Werkführers Wagner, um ihn wegen angeblicher Beleidigung der Fabrikleitung mit einem sogenannten „Farrenschwanz" zu züchtigen. Als Direktor und Werkmeister sich zwischen Tür und Angel um den Farrenschwanz stritten und dabei schließlich Lehr hinausbefördert wurde, öffnete letzterer nochmals die Tür und gab in kurzer Entfernung einen Schuß auf Wagner ab, der diesen tödlich verletzte. Wagner starb am folgenden Tage. Der Direktor wurde in seinem eigenen Auto in das Untersuchungsgefängnis geführt. — Das Urteil lautete nach mehrstündiger Verhandlung auf 2 Jahre und 2 Monate Gefängnis.

Aus Nah und Fern.

Die Verhandlung gegen den Grafen Mielczynski, den bisherigen polnischen Reichstagsabgeordneten für Samter-Birnbaum, der seine Frau und deren Neffen erschoß, ist auf den 23. Februar vor dem Schwurgericht in Grätz angesetzt.

Massenauszug aus einer Heilanstalt. In der bei dem hessischen Dorfe Winterkasten gelegenen Lungenheilanstalt hatten sich schon seit einiger Zeit die Insassen, etwa 80 Personen, über die schlechte Behandlung beschwert, die ihnen von seiten der Anstaltsangestellten zuteil wurde. Die Leitung der Lungenheilstätte schenkte aber diesen Klagen der Patienten keine Beachtung. Da die Patienten keinen anderen Ausweg mehr fanden, beschlossen sie, die Anstalt zu verlassen. Diesen Beschluß setzten sie am Montag früh in die Tat um. Die meisten Kranken sind zu ihren Angehörigen gereist.

Liebesdrama. Als ein Zug der Pariser städtischen Untergrundbahn in die Station Odeon einfuhr, stürzte sich ein junges Paar unter die Räder des Zuges und wurde vollständig zermalmt. Aus den bei den Leichen vorgefundenen Papieren ersah man, daß die beiden, ein eben eingerückter Soldat namens Mignon und eine Krankenpflegerin namens Pasteur, Selbstmord verübten, weil die Eltern sich der Heirat widersetzten.

Eine blutige Gefängnisrevolte. Aus Mac Alester im amerikanischen Staat Oklahoma wird gemeldet: Drei Insassen des Strafgefängnisses unternahmen einen Ausbruchsversuch. Nachdem sie sich in den Besitz von Revolvern gesetzt und sich der Schlüssel der Wächter bemächtigt hatten, stürzten sie auf die Gefängnistore zu, indem sie Schüsse auf die herbeieilenden Wächter abgaben und dabei ein Telephonmädchen als lebendes Schutzschild gebrauchten. Sobald sie die Tore aufgeschlossen hatten, ließen sie das Mädchen los, das durch einen Schuß eines Wächters verwundet wurde. Vier Wächter wurden von den Verbrechern niedergeschossen, die sodann in einen Wagen sprangen. Während die Wächter auf die Fliehenden feuerten, verfolgten andere sie zu Pferde. Es entspann sich ein lebhaftes Feuergefecht. Schließlich wurden alle Ausbrecher erschossen. Getötet wurde bei dem Kampfe auch das frühere Mitglied des Kongresses Thomas aus Illinois, der gerade das Gefängnis besichtigte.

Ein Drama auf hoher See. Inmitten des Atlantischen Ozeans geriet der englische Dreimaster „Bauschen" in einen furchtbaren Sturm, der die Takelage und den größten Teil der Besatzung über Bord spülte. Das Schiff trieb als steuerloses Wrack seit elf Tagen auf dem Meere. Gestern hat der Dampfer „Cormishman" das Wrack gesichtet und hat, wie er auf drahtlosem Wege nach London meldet, den aus fünf Mann bestehenden Rest der Besatzung übernommen.

Schweres Explosionsunglück. Nach einer Meldung aus Kanada explodierte bei Arbeiten an der Strecke der Canadian Northern Railway in der Nähe des Ortes Arnprior (Provinz Ontario) vorzeitig eine Dynamitpatrone. Durch die Explosion wurden sechs Arbeiter sofort getötet und vollständig zerrissen, drei andere wurden so gräßlich verstümmelt, daß sie kurz darauf starben.

200 neue Opfer des Erdbebens in Japan. Der Sakuraschimavulkan in Japan, dessen Eruptionen vor kurzem zahlreichen Menschen das Leben gekostet hat, ist einem Telegramm aus Tokio zufolge noch immer in Tätigkeit. Gestern sind dreihundert Flüchtlinge bei Kagoschima durch einen infolge eines Bebens entstandenen Erdrutsch in einer tiefen Schlucht verschüttet worden. Etwa hundert konnte man noch lebend ausgraben. Die zweihundert anderen sind tot.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

Am Dienstag nachmittag entschlief sanft nach schwerer Krankheit unser lieber Kleiner

Bruno

im Alter von 1 Jahr und 10 Mon., tief betrauert von Eltern, Geschwistern und allen Angehörigen.

Paledr. Kaller und Frau, geb. Siems.

Lübeck, den 21. Januar 1914.
Wallhalbinsel 9. (448

Die Beerdigung findet am Sonnabend, den 24. Januar nachmittags 2 Uhr von der Leichenhalle Vorwerk aus statt.

Deutscher Transportarbeiterverband

Verwaltungsstelle Rostock.

Am Sonntag abend verstarb an den Folgen eines Unglücksfalles unser Kollege

C. Stamer.

Ehre seinem Andenken! (437

Der Vorstand.

Sozialdemokratischer Verein.

Am Sonntag verstarb unser Genosse

Karl Mallwitz,

Schützenstraße 60.

Ehre seinem Andenken!

Die Beerdigung erfolgt Donnerstag 11¾ Uhr von der Burgtorfriedhofs-Kapelle aus.

Die Mitglieder sammeln sich im Lokale „Sonnenhof".

439) **Der Vorstand.**

Für die vielen Beweise inniger Teilnahme sowie zahlreichen Kranzspenden beim Heimgange meines lieben Mannes sagen wir allen Verwandten und Bekannten, dem Deutschen Bauarbeiter-Verband sowie Herrn Hauptpastor Hahn für seine trostreichen Worte am Grabe meinen innigsten Dank. (441

B. Saß Ww. nebst Kinder.

Besucht eine ältere Frau, tagsüber eine kranke alte Frau zu pflegen.

H. Rottgardt,

434) Sandstraße 73, part., rechts.

Flotter Damen-Maskenanzug

billig zu verkaufen.

431) Burgtorstraße 26, I.

Sievers Tanz-Unterricht

im

Neulauer-Hof!

Für Erwachsene beginnt am **Donnerstag, dem 22. Januar,** abends 9–11 Uhr ein Kursus. Anmeldungen im Lokal erbeten oder **Karpfenstraße 11a.** 374

Haus mit 4 abgeschl. Wohnungen, a 2 Zimmer, Küche, Speisekammer, Klosett und Keller, Vor- u. Hintergarten billig zu verkaufen. (445) Parkstraße 22, part.

Ein guter Krepphut

billig zu verkaufen.

430) Segebergstraße 18, II.

Eine fast neue **Bettstelle** mit Sprungfedermatratze zu verkaufen. Stavenstraße 41/6.

Abends nach 5 Uhr. (432

Schweinekartoffeln

zu kaufen gesucht.

433) Dremskamp 19.

Eleg. Damen-Maskenkostüme bill. zu vermieten. Wakendorfstr. 34, pt.

Schulränzel

ganz starke Sattlerarbeit von **4.50** M. an 38

Sattlerei Engelsgrube 72.

Kinder-Nahrung **Kolafe** Krankenkost

Bestbewährte Nahrung für: gesunde, magendarmkranke u. schwächliche, in der Entwicklung zurückgebliebene Kinder.

Achtung!

Hausstandslumpen, per Kilo 6 Pfg., Neutuch per Kilo 40 Pfg. Eisen, Metall, Tau, Zeitung, Hasen- und Kaninchenfelle

zu hiesigen Tagespreisen.

Postkarte genügt!

K. Kleinfeld

Waisenhofstraße 25, Tel. 2430.
Rensefeld, Parmer Straße 17.
145) Telephon 1503.

Visitkarten

— ff. Elfenbeinkarton —

100 Stück von Mk. 1.— an

liefert

Die Buchdruckerei des Lübecker Volksboten:

bewegung zu mildern — und darin liegt das Charakteristische der Debatten. Der Vertreter des Zentrums begrüßte es freundlich, daß die deutschen Frauen heute ein so großes Interesse an den öffentlichen Vorgängen im Reiche, im Staate und in der Gemeinde zum Ausdruck bringen und er bezeichnete es als ein berechtigtes Interesse dieser Frauen, im öffentlichen Leben in angemessener Weise berücksichtigt zu werden. Ebenso sprachen der nationalliberale und der freikonservative Redner ihre Freude und Anerkennung über die Tätigkeit der Frauen auf sozialem und kulturellem Gebiete in den Gemeinden, im Wohnungswesen usw. aus. Sogar der konservative Redner hatte nichts gegen eine politische Betätigung der Frauen — natürlich nur im Rahmen der konservativen Weltanschauung — einzuwenden.

Dennoch wäre es völlig falsch, wenn die Frauen nun von den bürgerlichen Parteien irgend eine beträchtliche Förderung ihrer Wünsche erwarten wollten. Trotz der platonischen Anerkennung stimmten die Konservativen und Freikonservativen für Uebergang zur Tagesordnung und die übrigen Parteien hielten die Petition nur wert, daß sie der Regierung zur Kenntnisnahme überwiesen wurde. Nur einige Fortschrittler schlossen sich der von der Sozialdemokratie vertretenen Auffassung an, daß die Petition von der Regierung zu berücksichtigen sei. Keine der bürgerlichen Parteien kann heute die Mitarbeit der Frauen entbehren, und so fühlen sie sich alle verpflichtet, ein paar platonische Liebeserklärungen abzugeben, um nicht die Frauen durch ein klares „Nein" allzu grob zurückzustoßen. Die Zunahme und Notwendigkeit der Frauenerwerbsarbeit, die wachsende Bildung und politische Aufklärung der Frauenwelt bewegen die bürgerlichen Parteien dazu, die Forderungen der Frauen nicht rundweg abzulehnen. Soweit die Politisierung der Frauen im Sinne der eigenen Parteianschauung vollzogen worden ist — und alle Parteien bemühen sich lebhaft hierum —, hat man in bürgerlichen Kreisen auch nichts gegen die Uebertragung einiger Rechte auf die Frauen. Aber die Gewährung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Stimmrechts würde natürlich die Rechte der breiten Massen, der Allgemeinheit stärken, und darum sträubt man sich energisch gegen diese Forderung, und selbst gegen die Teilkonzessionen, die auf dem Wege zur Verwirklichung des Hauptziels liegen. So bleibt es bei dem Widerspruch: Anerkennung der Erwerbsarbeit und Bildungsmöglichkeiten — Aberkennung der politischen Rechte, die eine notwendige Folge jener ersten Zugeständnisse bilden.

Nur die Sozialdemokratie, die sich nicht gegen die soziale Entwickelung verschließt, sondern sich ihr bewußt an die Spitze stellt, vertrat auch hier wieder allein die Sache der Frauen. Sie ging noch über die Petition der Frauen hinaus und forderte das Wahlrecht für alle über 20 Jahre alte Frauen und Männer. Diese klare und entschiedene Forderung, die seit Jahrzehnten von der Gesamtpartei in ihrem Programm vertreten wird, suchte zwar der fortschrittliche Redner abzuschwächen, indem er der Sozialdemokratie eine gleiche Uneinigkeit in der Frage des Frauenwahlrechts vorwarf, wie er sie für seine (die fortschrittliche) Partei offen zugeben mußte. Er behauptete, die Massen, die hinter der Sozialdemokratie stehen, hätten nicht geschlossen den starken Willen zur Herbeiführung des Frauenstimmrechts. Der fortschrittliche Redner vermochte aber nicht ein einziges Beweisstück für diese Behauptung zu erbringen.

Die sozialdemokratischen Frauen kämpfen mit aller Energie für die Erreichung ihres Zieles und die Gesamtpartei mit den hinter ihr stehenden Massen hat diese Bestrebungen auf alle Weise unterstützt und gefördert. Die Massen, die gerade in dieser Frage mit der Sozialdemokratie gehen, sind weit größer als die Zahl der organisierten Anhänger und Wähler; denn zu ihnen gehören die Scharen von politisch rechtlosen Frauen, die sehr wohl wissen, daß nur die Sozialdemokratie geschlossen und mit ernstem Willen für das Frauenstimmrecht eintritt. Denn nicht hinter einer lauen und hin- und herpendelnden Partei finden sich allemal die Massen, sondern hinter einer Partei, die klar, ehrlich und entschieden ihre Entscheidungen trifft und vertritt.

Kleines Feuilleton.

Wie man friert.

Die Haut wird blaurot, man klappert mit den Zähnen, Arme und Beine zittern, kurz man friert — das sind die äußeren Anzeichen, die der beißende Frost auslöst. Allein wie man friert, wie der Körper die Kälte empfindet, ist damit noch nicht erklärt. Unter den verwickelten Gefühlswerkzeugen sind die, die Kälte- und Wärmegefühl vermitteln, mit am wenigsten genau erforscht. Zwar weiß man längst, daß einzelne Körperteile gegen Kälte besonders empfindlich sind, nämlich Brust, Nasenflügel und die Vorderseite der Arme. Die Tatsache jedoch, daß es besondere Organe für die Kälte- und Wärmeempfindung gibt, ist eine Entdeckung der jüngeren Vergangenheit. Es ist rund ein Vierteljahrhundert her, daß der deutsche Gelehrte Goldscheider und der dänische Forscher Magnus Blix gleichzeitig die sogenannten „Kältepunkte" entdeckt haben. Es ist verhältnismäßig leicht, ihr Vorhandensein nachzuweisen. Wenn man mit einer ganz feinen, abgekühlten Nadelspitze den Körper abtastet, entdeckt man sie und bekommt auch einen Ueberblick über die Art ihrer Verteilung. Durchschnittlich kommen (beim Menschen) auf jeden Quadratzentimeter 6 bis 23 Kältepunkte, während die Wärmepunkte viel weniger zahlreich vorhanden sind; deren gibt es nämlich nur 3 im Durchschnitt auf den Quadratzentimeter. Auf dem ganzen menschlichen Körper sind schätzungsweise eine Viertelmillion Kältepunkte vorhanden, dagegen nur etwa 30 000 Wärmepunkte.

Die Kältepunkte sind es, die dem Hirn und Rückenmark die Nachricht geben, daß der Körper friert und daß der Wärmeaustausch zwischen Innen und Außen anders geregelt werden muß. Bei sehr heftiger Kälte freilich versagen sie. Unter Umständen lassen sich die Kältepunkte, deren Sitz man in den sogenannten Merkelschen Körperchen vermutete, auch betrügen, und die Haut friert dann oder hat wenigstens die Empfindung der Kälte, ohne daß diese Kälte objektiv vorhanden ist, ähnlich wie der Kranke im Fieber heftiges Frostgefühl haben kann, während doch seine Temperatur bedeutend höher ist, als sie sein sollte. Es gibt nämlich gewisse Stoffe, die die Kälte- und ähnlich die Wärmepunkte in ihrer Arbeitsweise beeinflussen. Ein jeder hat wohl schon einmal Pfefferminzbonbons oder ähnlich wirkende Stoffe zu sich genommen und danach gemerkt, daß man im Munde und Schlunde das Gefühl der Kälte empfindet, wenn man Luft einsaugt, obwohl die Luft nicht kalt genug ist, um diese Kühlung zu erklären. Dies beruht auf der Beeinflussung der Kältepunkte, und in größerem Maßstabe beträgt ein jeder seine Kältepunkte, der sich — etwa gegen Kopfschmerzen — mit dem Migränestift einreibt, dessen wirksamer Bestandteil das Menthol ist. Die Wirkung des Menthols beruht nicht etwa darauf, daß durch Verdunstung Kälte erzeugt wird, sondern der Stoff hat die Eigenschaft, die Kälteapparate der Haut so zu verändern, daß sie jede Reizung als Kälte nach innen melden. Wer sich jemals vom Friseur den Kopf mit sogenanntem „Eiswasser", einem Kopfwasser, das sein verteiltes Menthol enthält, hat waschen lassen, friert stundenlang nachher am Kopfe, weil Menthol die Kältepunkte in einen trügerischen Rausch versetzt hat. Man frieret dann an der Kopfhaut, einerlei, wie man sie reizt, ob durch Anblasen oder leichte Berührung.

Heiteres.

Problem. Gast (zur Kellnerin): „Bitt' schön, was geht denn rascher, ein Herz oder ein Jüngerl?"

Kindliche Bedenken. „Mama, geht das, daß man sagt, das Nilpferd hat sein Leben ausgehaucht?"

Flirt. Sie: „Warum fragen Sie mich so viel nach meiner Vergangenheit?" — Er: „Weil ich mich gegenwärtig für ihre Zukunft interessiere!"

Recht angenehm. Kunde: „Ist denn dieses Haarfärbemittel auch waschecht?" — Friseur: „Das hält ewig! Einen hab' ich damit behandelt, der hatte nachher, als ihm die Haare ausgegangen waren, sogar eine ganz schwarze Platte!"

Der Trinker. „Warum bekommt denn der Herr mit dem Stammglas noch Bier und ich nicht?" — „Ja, wissen Sie, der hat nicht nur ein Stammglas, der hat auch ein Stammfaß!"

Renommage. „Die Meiers sagten vorhin, sie seien zu Kommerzienrats gefahren, haben die denn eine Equipage?" — „Nein, aber Kommerzienrats haben einen Lift!"

(Aus „Meggendorfer Blätter.")

Erdkundenstunde. Lehrer: „Meyer, in welchem Königreich wohnst du?" — Meyer: „Im Königreich Charlottenburg!" (Aus „Lustige Blätter".)

Gut aufgehoben. „Mudda, Mudda, der kleene Willem hat 'n Froschen vaschluckt!" — „Macht nischt, Vater hätt 'n doch bloß vasoffen!"

Grundsätze. „Warum sieht man Sie denn nie in der Kirche, Herr Oberförster?" — „Dat will ick Se seggen, Herr Pastur: Erstens kann ick dat nicht hebben, wenn eens alleen immerlos dat Seggen hett; und tweetens, wenn ick singen sall, denn mutt ick ok wat to trinken hebben!"

(Aus „Simplizissimus".)

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

Unterhaltungsblatt
des Lübecker Volksboten.

Nr. 3. Mittwoch, den 21. Januar 1914.

Der Brückenbauer.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Wo sich die Heide an die Hügelwiese schmiegte, war das Zauberreich des armen Hirten David. Dorthin jagte er seine Schafe, wie vom Himmel gefallene Wölklein. Er selbst setzte sich hinauf, wo sich die Hügelwiese sanft rundete. Dort sah er dem Morgen zu, der mit sonnenumleuchteten Händen die Erde in die tiefblau werdende Schale des Himmels hob. Von dort aus schaute er dem Mittag zu, der seinen unendlichen golden aufschimmernden Ring um die Erde legte und den Tag langsam niederneigte in den Abend heranklingender Stunden. Von dort aus ließ er sich vom letzten Tag umfangen, vom Abend umraunen, bis er seine Schafe mit einem feinen Pfiff sammelte und der Nacht voranzog.

Von dort aus öffnete sich die Heide, erwachte das Land und die Landschaft tat sich auf wie ein Traum. Die Heide lachte mit ihren Blumenaugen, die Sonne fragte die Bienen und die Schmetterlinge, die glänzenden Käfer und die hochaufjubilierende Lerche, die am Himmel hing. Der Mond freute sich leise, früh heraufgestiegen zu sein, und die Sterne lauschten dem verklingenden Surren, Summen und Läuten der Bienen.

Fern draußen im Lande ging der Himmel nieder. Da hinaus möchte er, nur da hinaus! Auf diesen Himmel möchte er steigen, er möchte größer werden, er möchte zeigen, daß er ein Mensch sei, aber ein Mensch mit großen Gedanken, kühnen Plänen. Er: der junge Hirt David!

Und das hatte ihn die Heide gelehrt! Die Heide, auf der die Einsamkeit war, die Ruhe, die Vergessenheit, tiefes Sinnen und sonniges Bauen. Er bedauerte eigentlich diese Heide, die ihm andererseits wieder so lieb war. Aber er bedauerte sie manchmal! So träumen, so spinnen und wie ein Märchen daliegen, von der Welt nichts wissen, vergessen zu sein, das war die Heide. Nein, er wollte größer werden; er wollte sehen, was er weiß!

Und unter diesem Sinnen und Trachten, das er doch von der Heide hatte, begegnete es ihm einmal wie ein Traumgesicht.

Er wollte eine Brücke bauen. Und er sah, wie jener weite Fluß mit den schwachen Ufern noch nicht überbrückt war und die Leute eine halbe Tagereise tun mußten, um über eine Furt zu kommen. Da wollte er eine Brücke bauen, wo die Ufer felsig bergan stiegen und der Fluß in dunkler Tiefe rauschte. Da wollte er den Himmel besteigen: ich, der junge Hirt.

Aber er wollte nicht weitersprechen.

Ich, der junge Hirt . . . was?

Und von da ab, als er die Brücke sich aufbauen sah, hoch und stolz durch die Himmelshöhe schimmern sah, da begann er Pläne zu machen und Tag für Tag zu arbeiten.

Die Zeit verflog, der Himmel senkte sich tiefer auf die Erde.

Und eines Morgens: Wohin, du junger Hirt?

* * *

„Was willst du?" fragte der blasse junge Mann, der am großen Tische saß und eine Menge weißer Blätter vor sich hatte.

„Was willst du?"

Und David, der Hirt, legte sein schmutziges Papier ruhig auf das schöne, leere, weiße.

„Eine Brücke bauen!"

„Eine Brücke!? Bau' sie, Knirps, und stör' nicht ernste Männer in ihrer Arbeit! Bau' sie über einen kleinen Bach, da legst du zwei Holzstämme darüber . . . die läßt du dir natürlich darüber legen! Bau' sie also, die Brücke!"

Und er lachte.

Eine Weile war es still, als sollte die Pause die Worte verstärken:

„Ich will eine große Brücke bauen!"

Nun drehte sich der Ingenieur um und schaute den Junggewachsenen an.

Und er lachte wieder. Aber der kleine Mann ließ sich nicht aus der Fassung bringen, schaute ruhig drein und sagte:

„Da habt ihr meine Pläne!"

Der Ingenieur lachte zum drittenmal und sagte:

„Das ist ja ein schönes Netz von langen und kurzen Strichen. Na gut Glück, junger Mann!" Und indem er ihm die Pläne hinschob und das weiße Papier abblies, sagte er: „Adjes!" und drehte sich um.

David stand ein Weilchen, schaute sich in der Stube um und sah dem Ingenieur zu, wie er Dreieck und Lineal handhabte, dann lachte er plötzlich auf:

„Aus diesen geraden Dingern wollt ihr die Brücke bauen? Diese sollen euch die Brücke tragen?" Und hellauf lachend schritt er zur Tür, drehte sich noch einmal um und sagte:

„Und ich baue sie doch!"

Ruhig schritt er wieder zurück in seine Heide.

Der Himmel war wieder um ein gut Stück höher gegangen.

David hatte sich die Menschen nicht so vorgestellt. Und das gab ihm zu denken. So daß er über seinen Plänen dachte und sann und hatte noch immer das Traumgesicht nicht vergessen, das er hatte.

Es vergingen einige Jahre. Aber die Brücke war noch nicht gefunden. Die Leute mußten noch immer den Umweg machen und beklagten sich schon an gehöriger Stelle.

David dachte an seine Reise zum Ingenieur und lachte.

Diese geraden Dinger!" sagte er. Und die Sonne schien auf seine abgegriffenen Pläne. Die Brücke wuchs da heraus, hoch, schön und stolz.

„Ich will sie bauen," sagte er, nahm seine Pläne zusammen und ging mit seiner Herde heim.

An diesem Abend ging er noch hinaus und betrachtete die Ufer.

Und da beinahe die Mitternacht erwachte, glaubte er gefunden zu haben, was er suchte.

* * *

Man weiß eigentlich weiter gar nichts, als daß am nächsten Morgen eine Menge von Leuten da war, Holzstämme angefahren kamen und der Fluß hohe Wellen schlug und tiefer rauschte.

Als aber die Sonne zum wievielten mal durch den Morgen stieg, wuchs ein ungeheures Netz von glatten Stämmen in den Tag. Da kreuzten sich diese, da legten sie sich übereinander, da stiegen sie bündelweise in die Höhe und da wie mannsstarke Säulen in die dunkler und schwerer rauschende Tiefe. Da spannten sie sich wie gereckte Arme, da zogen sie sich wieder wie eine Sehne und rissen zwei Bündel auseinander, die sich sonst biegen würden. Dann stemmten sich wieder wie straffe Körper kurze Pfosten, daß man es krachen hören wollte. Kühn und ins Dunkel steigend sanken die Stämme hinab, sicher, weil sie sich gehalten wußten von nervigen Fingern, die von allen Seiten zugriffen.

Das war ein Bau! Wie die Stämme glänzten in der Morgensonne Leuchten, wie sie sich zogen, reckten, sehnten, stemmten, drückten, wie sie sich spannten, griffen, klammerten und wuchteten! Und wie die Schatten irrten, da sie keinen Ausweg fanden aus dem Labyrinth zusammengefaßter Kraft. Und kurz dann, als wollte ein Geheimnis gehütet werden, schnitt eine einzige schroffe Linie den Bau ab, der in das Dunkel des Flußabgrundes stieg.

Und höher wuchs der Bau. Als wollte er zum Himmel reichen. Neue Kräfte begannen zu atmen, entfalteten ihre Spannen, Schwingen und greifende Klauen. Die Arbeiter kletterten umher wie fliegende Geister; Hammerschläge schallten und verirrten irgendwo; Rufe erwachten, das Dunkel lärmte und der Fluß dröhnte: bezwungen.

Zuweilen schlug er seine Wogen an die Pfosten, an die Bündel, die wuchtig niederstiegen. Dann hörte man lange noch die Tropfen auf das Wasser niederschlagen. Aber nichts

rührte sich, nur die Stämme schienen sich zu verjüngen, zu spannen und zu stemmen, zu greifen und zu dehnen.

Und im Netze schien eine Wucht zu wohnen, die man gefangennahm. Wie Adern liefen die Stämme aus und trugen die Kraft hinunter und hinauf. Spannten die Muskeln, füllten die Arme, Fäuste und Füße, die sich zusammenballten und zur Tiefe stiegen.

Höher und höher ging der Bau; er nahte seinem Ende. Lauter hämmerte es, rief es, dröhnte es.

Weiter griffen die Arme aus.

Sie klammerten sich an die Ufer.

Sie packten sich fest wie Krallen.

Und je mehr das Wasser unten donnerte, je mehr spannten sich die Balken, dehnten sich die Stämme.

Zäher wurde ihre Kraft.

So zähe, daß man zu sehen glaubte, sie verwuchsen mit dem steinernen Fels, sie verwuchsen mit dem Jahrhunderte alten Gestein.

Und die Sonne schien stärker, immer mehr trat das Netz zutage und hob sich gegen den Himmel, der niederging.

Das Netz, das die Kraft und Wucht gefangen nahm, daß man ein Stöhnen zu hören meinte, daß das Rauschen und Inschversinken bezwungener Wut zu erwachen schien.

Immer mehr Männer stiegen aus dem Dunkel, je höher der Bau wuchs. Netz und Kraft wurden größer. Und mit jedem Tage, der sich neigte, endete sich das Werk.

Und David?

Der stand oben und sah es werden.

Und er war ruhig. Denn er wußte ja, daß es ganz genau das war, was er zu bauen hatte, was er einmal sah und was sein Gehirn erfaßte, es peinlich wiederzugeben.

Aber er freute sich der Kraft, die da drinnen lag, er freute sich des Werkes, das er zustande brachte . . .

Und da schließt die Chronika.

Wir wissen nur noch:

Daß ein Tag erwachte, an dem die Brücke fertig war.

Und da kamen die Leute und staunten. Und schritten darüber. Und unten dröhnte das Wasser, aber ganz verschwindend.

Und die Ingenieure, die standen da, und hatten zu Hause ihr weißes Papier liegen und reinlich geputzt die Dreiecke, Lineale, Zirkel und Ausziehfedern. Und daneben hatten sie die Bücher, die ihnen die Lehrsätze gaben, und da . . .

Da standen sie stumm und sahen das Netz, das die Kraft inmitten hatte.

Und als man den Baumeister suchte.

Fand man ihn nicht!

Desto größer stand das Werk da.

Und man ließ es stehen, bis das Holz faulte und die Wasser wieder donnernder wurden.

Da baute man die Brücke nach. Aus Eisen.

Und wieder hob sie ihren kühnen Leib aus der Tiefe, wuchs gegen den Himmel. Und stieg in die Sonne, die mit ihren Lichtwellen über die gespannten Adern schoß, daß die Schatten geisterhaft in das Innere des Baues flogen.

Und nur nächtlich, wenn der Mond sein kaltes, blasses Silberlicht niederrinnen ließ, dann stieg der Bau um das Doppelte in die dunkle Höhe, dann rauschte es von gefangener Kraft, dann zogen sich die Eisenstämme wuchtiger und gedehnter zur Tiefe, und lang und zitternd flogen die Schatten auf und nieder.

Dann erwachte eine neue Kraft . . .

Und der Bau stieg in den Himmel.

— — — — — — — — — —

Der Hirt David aber war wieder zu seinen Schafen gegangen.

Er lag wieder dort auf jener Hügelwiese und sah in das Land, das stumm und schimmernd aufblühte. Er sah die Vergessenheit und die Einsamkeit. Er hörte das Klingen der kreisenden Käfer und hing seine Sehnsucht der Lerche an die aufschlagenden Flügel, sie in die Wolken zu tragen.

Und wußte eines:

Er hatte die Brücke gebaut.

Er hatte die Brücke gebaut über den Fluß und sie hatte die Wucht inmitten.

Und er wußte . . .

Doch das wußte er nicht:

Er hatte sich eine Brücke gebaut zur Menschheit. Die ihn nicht weiter ehren konnte, als daß sie seinen Namen auf eine Steintafel schrieben und sie auf der Brücke in das Eisen ließen.

Und noch eine Brücke hatte er sich gebaut.

Die Brücke, die weg von der Menschheit führte, die ihn nicht verstand:

Die Brücke in die Einsamkeit.

Ein malaiischer Vorposten des Sozialismus.

Von Edmondo Peluso.

Die Dampfer, die regelmäßig zwischen Hongkong und Manila fahren, sind winzige Schiffe. Auf dem Rücken dieses häßlichen Gelben Meeres, das man das Chinesische nennt, erscheinen sie wie Nußschalen, die in einer trüben Jauche schwimmen. Doch so klein diese Fahrzeuge auch sind, so tapfer leisten sie den tückischen Taifunen Widerstand, welche diese entlegenen Gebiete des größten Weltmeeres in regelmäßiger Wiederkehr aufwühlen. Wenn dieser Orkan über die Wasserfläche streicht, bilden sich ungeheure Wogen, deren Schwall sich schier bis zum Himmel emporzubäumen scheint, um dann jäh in den Abgrund zu gleiten, auf und ab, gehorsam dem grimmigen Willen des Taifuns hingegeben.

Drei lange Tage mußten wir an Bord des „Tamings" verbringen. Wir hatten uns an unsere Betten festbinden müssen und schwankten wie in einer Schaukel hin und her. So krank waren alle Reisenden, daß sie kaum das bißchen Tee hinunterbrachten, das der chinesische Boy, der sich selbst mühselig auf den Beinen hielt, zeitweilig darreichte. Tiefes Schweigen herrschte an Bord, nur unterbrochen von dem Stöhnen der armen seekranken Reisenden. Die Maschine keuchte und stampfte und unverzagt und unentwegt kämpfte sie mit stählernen Armen ihren heroischen Kampf wider die titanischen Gewalten der See.

Am frühen Morgen des dritten Tages, als wir uns eben anschickten, in die Bai von Luzon einzufahren, hörte der Taifun auf, plötzlich, wie mit einem mächtigen Ruck. Der Kontrast war so groß und so überraschend, daß wir unseren Augen kaum trauen mochten. Als wir es schließlich dennoch wagten, aus den Kajüten hervorzukriechen und auf Deck zu steigen, bot sich unseren Blicken ein entzückendes Schauspiel. Die schmutziggelbe Patina des Meeres hatte sich schier plötzlich in tiefleuchtendes Blau verwandelt und auch der Himmel, vorher so trübselig grau gewesen, lachte hernieder in zarter schimmernder Bläue, überflutet von goldigem Sonnenlicht.

Die nahe Küste grüßte uns im vollen Schmuck ihrer grünen, üppig schwellenden, verführerisch lockenden tropischen Pflanzungen. Diese ersten Stunden inmitten der tropischen Natur genossen wir in wahrer Verzückung, denn diese Natur ist von verschwenderischer Fülle in der Pracht ihrer Flora und in der Pracht statuenhafter Weiblichkeit, deren Anblick uns die tagalischen Frauen darbieten. O, wie sehr nehmen diese tropischen Wunder das Herz gefangen, solange man jung ist und solange man sich in den Gnadengaben der Natur ersättigen kann . . . .

Doch das Staunen mäßigt sich, die Sinne gewöhnen sich an alle die phantastischen Schaustücke, die ihnen dieses märchenhafte Land zur Beute hinwirft, das Bedürfnis nach nüchterner und klarer Betrachtung kehrt wieder. So gewann auch ich wieder den Zusammenhang mit meinen sonstigen Interessen, und da war es denn in Manila mein erstes, die Bekanntschaft des Dominador Gomez zu suchen.

Das ist ein Mann, dem das philippinische Volk mit Begeisterung ergeben ist, den aber die amerikanischen Obrigkeiten, mit ihnen das spanisch-tagalische Bürgertum, aus tiefstem Herzensgrund hassen: Dominador Gomez ist der Führer des Proletariats von Manila. Niemand spricht von ihm mit Gleichgültigkeit, und das ist kennzeichnend für den Mann. Für ihn gilt das Wort: Es gehört Feuer dazu, um die Menschen zu entzünden, sowohl zum Haß als auch zur Liebe!

Seit der Abschaffung der feudalistischen spanischen Herrschaft und Besitznahme der Inseln durch die Amerikaner, die die Philippinen in kapitalistischer Weise ausbeuten, hat er die Saat des Klassenbewußtseins durch seine Zeitung „Los Obreros" (Die Arbeiter) ausgestreut.

Als Neuling in den Tropen wählte ich natürlich die Mittagsstunde, um meinen Besuch abzustatten. Mittag in den Tropen ist die Zeit, wo jeder zu Hause bleibt, um Siesta zu halten. Die steilen Sonnenstrahlen schießen Feuer wie Pfeile herab auf das hölzerne Dach meines Carromatus (malaiischer Wagen) und der schlaftrunkene Cochero fährt mich träge zu Gomez' Haus. Er verläßt sich auf den munteren kleinen australischen Pony, der mit hurtigem Schritte die Stadt bis beinahe zu ihrer Grenze durchtrabt. Endlich hält das Pferd, der Kutscher scheint zu erwachen; wir sind angelangt. Gomez' Haus ist ein niedliches Cottage, das hinter einem tropischen Garten aufragt.

Gomez ist leider nicht zu Hause. Seine Frau, ehedem eine spanische Schönheit, öffnete mir die Tür, bloß um mir mitzuteilen, daß ihr Mann augenblicklich auf seiner Klinik zu treffen sei. Als ich dort ankomme, empfängt mich ein Lab-

haster und anmutig beweglicher, aber schier zwerghaft kleiner Eingeborener. Es ist der treue Pförtner des Dr. Gomez, der niemanden durchläßt, von dessen Recht, hier zu erscheinen, er sich nicht überzeugt hat. Mein Anspruch auf eine Unterredung mit Gomez leuchtete ihm ein und er weist mir den Weg ins Operationszimmer. Dr. Gomez ist gerade mit der Behandlung eines Kranken beschäftigt. Mit einer Pinzette in der rechten und blutiger Watte in der linken Hand nimmt er meine Vorstellung entgegen.

Das, was an seiner Erscheinung zunächst auffällt, ist der Glanz seiner Augen; seine ganze Seele scheint sich auszugeben im brennenden Lichte dieser Blicke, und auf wen diese Blicke fallen, dem ist es, als grübe sich eine Sonde in das tiefste Innere. Ueber diese Augen wölbt sich eine breite Stirn; rund, wohlgeformt und doch energisches Wesen bekundend, tritt das Kinn hervor. Die Gestalt ist nicht groß, aber bei näherer Bekanntschaft mit dem Manne scheint auch sie sich zu ganz beträchtlichem Maße emporzurecken. Ich war sehr überrascht, wahrzunehmen, daß Gomez ein Eingeborener von echtem Schrot und Korn, ein Vollblutmalaie ist. Hatte man doch in den amerikanischen Zeitungen gelesen, daß die Regierung ihn als Abgeordneten von Manila nicht anerkenne, weil er ein Spanier sei. Konnte ein Spanier so echt tagalisch aussehen wie dieser Dr. Gomez? Lächelnd gab er mir die Aufklärung, wieso es komme, daß ihm der Verdacht spanischer Herkunft anhafte. In Manila von echt tagalischen Eltern geboren, hatte er in Barcelona Medizin studiert und dann als Militärarzt einige Jahre in spanischem Dienste verbracht. Diese Jahre haben ihn aber der Heimat durchaus nicht entfremdet, denn er diente auf den Philippinen. Die Amerikaner haben, um ihn los zu werden, kein anderes Auskunftsmittel, als daß sie seine Nationalität bestreiten. Nun können aber juristische Finessen gegen die Beweiskraft der Hautfarbe und der Körpermerkmale nicht aufkommen. Ich erfuhr später, daß der Gouverneur Smith, den der Präsident Taft in Manila eingesetzt hatte, sich dann noch anderer Mittel bedient habe, ihn unschädlich zu machen. Er ließ ihn eines Tages in den alten spanischen Vizekönigspalast rufen und stellte ihm eine glänzende Zukunft in Aussicht, wenn er die Agitation in der Arbeiterbevölkerung unterlasse. Als dies wirkungslos blieb, versuchte er den gefährlichen Agitator mit Drohungen einzuschüchtern und stellte ihm vor, daß ihm doch sicher das Gefängnis blühe, wenn er sich nicht ändern wolle. Bei dieser Vorstellung blieb es nicht, denn tatsächlich mußte Gomez einige Zeit später anläßlich des Streiks der Straßenbahner von Manila ins Gefängnis wandern. Doch weder Drohungen noch Verfolgungen vermochten es, den Mann, der die unangenehme Eigenschaft besitzt, Ueberzeugung und Charakter zu haben, aus dem Geleise zu bringen.

Unter spanischer Herrschaft gab es auf den Philippinen noch ganz mittelalterliche Verhältnisse. Es fehlte die Industrie, selbst der Handel war vernachlässigt und für die Tagalen gab es nicht nur keine politische Freiheit, sondern auch keine Möglichkeit, sich wirtschaftlich emporzuarbeiten. Unter der Herrschaft der Amerikaner änderte sich das Bild gar rasch. Mit ihrem Kapital begannen sie den natürlichen Reichtum des Bodens in intensiver Weise auszubeuten und unterließen es dabei nicht, eine schmale Schicht der eingeborenen Bevölkerung an dieser Ausbeutung mit zu interessieren, um so die Masse desto besser unterdrücken zu können. „Unsere Revolution," sagte mir Gomez, „und die Eroberung unserer Unabhängigkeit haben in erster Linie denen Vorteil gebracht, die nichts dafür getan haben. Unsere besten Männer, unsere wahren Heroen aber sind gefallen oder sie leben nur in elender Sklaverei. Es ist also bei uns genau so gegangen wie bei den anderen Nationen, die sich aus den Fesseln des Feudalismus befreit haben."

Ich wollte nun, daß Gomez mit mir in einen schattigen Kaffeehausgarten gehe, wo wir zwanglos plaudern könnten. Er aber widerriet mir dies, weil es meinem Aufenthalt auf den Philippinen nicht förderlich sein könne, öffentlich in seiner Gesellschaft gesehen zu werden. Ich war entrüstet, daß solche Bedenken möglich seien unter einer Regierung, die ständig das Wort „Freiheit" im Munde führt; aber schließlich hatte Gomez recht, denn er mußte ja die herrschende Gewalt des Landes kennen. Ich versprach ihm, demnächst die Deputiertenversammlung (Asamblea Filipina) zu besuchen, um ihn dort zu hören. Es war mir gesagt worden, daß er der beste Redner des Hauses sei und weder in tagalischer noch in spanischer Sprechweise dort einen Ebenbürtigen finde. Ich habe später auch Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß, was das Spanische betrifft, dies wahr ist.

Er riet mir noch, bevor ich wegging, mich selbst durch Augenschein zu überzeugen, in welcher elenden Lage sich die Arbeiterklasse Manilas befinde, wie maßlos sie ausgebeutet und auf welches tiefe Niveau der Lebenshaltung sie herabgedrückt wird.

„Besuchen Sie einmal die Tabakfabrik und Sie werden erstaunt sein!" Dieser Rat hatte die Wirkung, daß ich schon am nächsten Tage die Compani General de Tabacas besuchte. Was ich sah, berührte mich sehr peinlich! In einem großen, kahlen Raum, schlecht ventiliert, mit zementiertem, ständig nassem Boden, drängten sich etwa dreihundert Weiber um eine Anzahl von Tischen, so daß je sechs auf einen Tisch kamen. Auf dem nassen Boden tummelt sich eine Schar von schmutzigen, halbnackten Kindern, den Kindern der Frauen, die da um unglaublich geringen Lohn ein ungesundes Tagwerk verrichten. Zehn- und elfjährige Mädchen betreuen die ganz kleinen Kinder und schleppen sie auf dem Arm herum. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang sind diese malaiischen Proletarierinnen in den Raum eingeschlossen, der sich im Laufe des Tages mit den übelsten Gerüchen erfüllt, von denen der beißende Duft des Tabaks trotz seinen giftigen Wirkungen noch der angenehmste ist. Jede hat einen Berg von Tabak und Tausende von Zigarettenhülsen vor sich. Mit fieberhafter Eile arbeiten sie. Die Hände sind ständig in flinker und maschinenmäßig gleichartiger Bewegung. Der Kopf ist tief geneigt und nie wagt es eine, von der Arbeit aufzublicken. Das gleichartige Geräusch der Arbeit wird ab und zu von Gesang unterbrochen. In wehmütigen Tönen schwebt dann ein tagalisches Lied durch den Saal. Man versteht die Wörter nicht, aber man fühlt den Inhalt der Lieder, man fühlt, daß sie die Klage einer geknechteten Rasse sind, und die Botschaft der Töne ist klar verständlich.

In einem anderen Saale arbeiten bloß Männer. Dumpfe Ruhe herrscht hier. Das Maschinenmäßige der Bewegung ist noch ausgeprägter als bei den Frauen. Jeder hat vor sich große Deckblätter liegen und nebenan die kleinen geschnittenen Blätter der Füllung. Zuerst wird das Deckblatt gemessen, dann zurecht geschnitten, hierauf wird die Füllung in das Deckblatt eingelegt und eingerollt und schließlich nimmt der Arbeiter die Spitze zwischen die Lippen, um ihr durch einige Umdrehungen die richtige Form zu geben. Diese Prozedur wiederholt sich hundertemal den Tag und man kann sich vorstellen wie zuträglich dies der Gesundheit dieser Arbeiter sein muß. Daß diese primitive Arbeitsmethode auch für die Raucher mancherlei Gefahr in sich birgt, liegt klar auf der Hand.

Es würde den Rauchern den Genuß beträchtlich vergällen, wenn sie wüßten, daß diese schönen, in Silberpapier gewickelten Zigarren möglicherweise durch den Mund eines Tuberkulösen oder eines Luetikers ihre letzte Form erhalten haben.

Diese herrlichen Zigarren und duftigen Zigaretten verkörpern in sich ein beträchtliches Stück kapitalistischer Ausbeutung, die das Proletariat ins tiefste Elend und Siechtum stürzt.

Ich erfuhr hier, wie recht Gomez hatte, als er mir sagte, daß es auf den Philippinen keine dringlichere Kulturaufgabe gäbe, als die, das Proletariat durch die Organisation in seinem Selbstbewußtsein zu stärken, in seinem materiellen und geistigen Niveau zu heben.

Für unsere Frauen.

Eine Lehre.

In voriger Woche wurde im Reichstage über ein Gesuch des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht verhandelt, den Frauen das aktive und passive Wahlrecht zum Reichstage unter denselben Bedingungen zu verleihen, wie es den Männern zusteht. Die Debatte bot ein Bild, das sich von dem früherer Erörterungen über die selbstverständliche Frauenforderung nicht unwesentlich unterscheidet. Kein Redner der bürgerlichen Parteien wagte diesmal die alten blöden Stammtischwitzeleien über die emanzipierten Weiber vorzubringen. Vielleicht war das eine unmittelbare Wirkung der Rede des Genossen Dr. Cohn, der als erster Redner im voraus diese Einwände gegen das Frauenstimmrecht spottend zurückwies. Aber auch der Gedanke des Frauenstimmrechts selbst hat augenscheinlich Fortschritte gemacht. Es erklärte sich diesmal nur die konservative Partei grundsätzlich gegen das Frauenstimmrecht. Selbst der freikonservative Redner gab nur dahin seine Meinung ab, daß im Augenblick das politische Wahlrecht der Frauen im Deutschen Reiche nicht ertragen werden könne. Einen ähnlichen Standpunkt vertraten die Redner der Zentrumspartei, der Nationalliberalen und der Volkspartei. Diese Ablehnung des Frauenwahlrechts suchten aber alle Redner durch anerkennende Worte über die Frauen-